

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,  
Hildesheim, Köln, Osnabrück

---

**Mai 5/2003**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Kurt Josef Wecker Mai: Die Entscheidung wächst uns zu	129
Thomas R. Elßner Ohne Zwang in Religion	131
Tom Döker Ermutigung für Kommunionkinder-Eltern	139
Josef Herberg Was macht die Familie?	142
Thomas Kroll In der Mitte des Lebens	146
Ralph Sauer Ist ein Dialog zwischen Christen und Muslimen möglich?	151
Leserbrief	156
Literaturdienst: Günter Lange: Bilder zum Glauben Josef Herberg: Die Stunde des Glaubens Hans Küng: Er kämpfte Freiheit – Erinnerungen Wolfgang Baur: Was wir von der Bibel wissen	157

---

**PASTORALBLATT**

**Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Pfarrer Kurt Josef Wecker, Hengebachstr. 28,  
52396 Heimbach | Dr. Thomas R. Elßner, Institut für  
Theologie und Frieden, Postfach 1246, 22882 Barsbüttel |  
Tom Döker, Pappelweg 27, 50767 Köln | Dr. Josef  
Herberg, Pützfelder Weg 24, 53177 Bonn | Thomas Kroll,  
Holsteinische Str. 21, 10717 Berlin | Prof. Dr. Ralph  
Sauer, Oldenburger Str. 10 a, 49377 Vechta

Unter Mitwirkung von Prälat Dr. Herbert Hammans,  
Kalverbenden 91, 52066 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,  
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois  
Jansen, Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg |  
Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |  
Domkapitular Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50,  
14057 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,  
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,  
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,  
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,  
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,  
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint  
monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro  
incl. MwSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft  
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren  
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-  
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit  
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-  
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:  
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,  
50668 Köln

Kurt Josef Wecker

# Mai: Das Entscheidende wächst uns zu

„Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, die euch von überirdischen Hoffnungen reden.“ Diesen Rat zur Erdverbundenheit, die Warnung vor der Verlockung Himmel, gibt Friedrich Nietzsche in Sils Maria. Kein anderer Monat scheint seine Warnung so kraftvoll zu unterstreichen wie der Mai: Ja, die endliche Erde ist schön! Man kann sich in sie verlieben. Maia, die altitalische Göttin des Wachstums, gab dem Maius mensis den Namen. Dem Wunder des lautlosen gefährdeten Wachstums stellten die Römer also eine göttliche Beschützerin zur Seite: Blüten sind fragil.

Das schwere Geheimnis der „sehr guten“ Schöpfung lässt sich im Mai „leichter“ glauben. Es ist, als wiederhole sich Gottes Schöpfung im Monat der Hervorbringung und der Erfrischung; als erfülle der Schöpfer Jahr für Jahr sein Versprechen und rufe uns *durch die Blume* zu: Die Welt ist im tiefsten in Ordnung. Sie steht im Zeichen des Werdens, nicht des Vergehens. Sie macht keine Sprünge, sondern lehrt uns die Kunst der Langsamkeit. Die von uns hergestellte, künstlich gemachte und verbrauchte Welt wird von Gottes schöner *Gegenwelt*, seinen größeren Möglichkeiten überrascht und beschämt. „Die Natur ist der Schoß Gottes. Aus der Erde wird Gott uns wieder entgegenkommen“, so sagt es überschwänglich der protestantische Pfarrer Christoph Blumhardt im 19. Jh. Aus „Mutter“ Erde (Sir 40,1) wächst das Wunder von Gottes „bunter Gnade“ (1 Petr 4,10) heran. Auch das ist Gnade! In Bittgängen geht Adam nach seiner „Winterreise“ über die sich begrünende Adama, das Erdreich. Nach einem Wort Dantes blieben uns vom verlorenen Paradies die Sterne der Nacht, die Augen der Kinder – und die

Blumen des Tages: Blüten, die völlig zwecklos aufblühen – und welk fallen! Ein Füllhorn, das uns das *überflüssige* verschwenderische Geheimnis des göttlichen Lebens ahnen lässt. Es ist, als feiere der Blütenduft des Mai den neuen Auferstehungsgeruch (2 Kor 2,14-16), der seit Ostern über der Welt liegt und singe ihm nachträglich ihr Oster-Halleluja. Die Schöpfung ist mitbetroffen vom großen Aufatmen, das mit Ostern anhebt; sie unterstreicht wortlos das Fest der österlichen Neuschöpfung. Das Parfüm des Auferweckungslebens kann nie mehr von den Todesgerüchen der Welt überlagert werden.

Soviel Sichtbarkeit des Schönen! Und dann der Kontrapunkt: Im Mai wird unser Blick in das Geheimnis der Verborgenheit des Erlösers gelenkt: Christi Himmelfahrt: das Fest der überirdischen Hoffnung. Fast wie ein scharfer Filmschnitt markiert es eine Stunde, von der an Christus nicht mehr für Kirchengaugen zu sehen war. Nie mehr tritt er wie der *Gärtner* (Joh 20,15) zwischen Trauernde, die auf dem Grab Blumen gießen. Warum mutet er dem Glauben das Wachsen unter den erschwerten Bedingungen seines Weggangs zu? Warum bleiben die vierzig Tage nach Ostern Episode? Ist die Welt im Mai vielleicht deshalb so schön, damit wir ihn nicht zu schmerzlich vermissen? Tröstet mich die Schönheit des Erd-Reichs angesichts der Verborgenheit des Himmel-Reiches? Während die Schöpfung die Evidenz der Handschrift des Schöpfers feiert, mutet uns das Nachgehen des Weges Jesu den Augenblick der Entzogenheit zu.

Die Erlösung stand im adventlichen Zeichen des lautlosen Wachsens, des stillen Gottes. „O Heiland, aus der Erde spring“,

so baten wir im Advent. Der verstorbene Bischof von Aachen, Klaus Hemmerle, sagte: „Was vom Himmel fällt, will aus der Erde wachsen.“ Der, der nicht unmittelbar vom Himmel fiel, sondern aus Maria lautlos wuchs, entzieht sich den Augen seiner Jünger und der Kirche. Maria und nicht der Wachstumsgöttin Maia geben wir die Ehre: Der Maius mensis ist Marien-Monat. Sie, die wir in diesem Duftmonat in ein Blütenmeer hineinstellen, war das Erdreich Gottes; und sie gab ihn unter dem Kreuz dem Himmel zurück. Sie musste zulassen, dass der auferweckte Herr ihr und der Kirche nicht mehr einfachhin vor Augen steht, dass er in den Himmel gehört und doch unter uns verwurzelt bleibt. Es gehört zum Geheimnis des Glaubens, dieses Zugleich von Ferne und Nähe zusammenzuhalten. Und wenn es im winterlichen Christen ein Wachstum gibt, dann nur, wenn uns wie Maria die Verbindung mit dem Mai-Baum des Glaubens, dem Kreuz-Weinstock, nicht verloren geht. Angelus Silesius sagt es so: „Blüh auf, gefrorner Christ, der Mai ist vor der Tür! Du bleibest ewig tot, blühst du nicht jetzt und hier“.

Lassen sich die beiden Seiten des Mai verbinden? „Die Rose, welche hier dein äußeres Auge sieht, die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.“ Der *schlesische Engel* wagt, das Ineinander von Himmel und Erde in einem Sinnspruch zu denken. Nichts geht verloren, was auf der Erde blüht. Das Entscheidende wächst uns zu und wird aufbewahrt. Er, dem die vergängliche Blume vor Augen steht und sie ausgedacht hat, rettet unser blühendes und verblühendes Leben: *Durch die Blume* verheißt er uns eine Himmelfahrt.

Liebe Leserinnen und Leser,

hinein in die Zeit eines Krieges, der von einigen unter anderem verstanden wird als Auseinandersetzung zwischen christlicher

und islamischer Welt, steht am Anfang dieses Heftes ein Beitrag zur Geschichte des Begriffs Toleranz. **Dr. Thomas R. Elßner**, wissenschaftlicher Referent am Institut für Theologie und Frieden in Barsbüttel, schlägt den Bogen vom Beginn der deutschen Wortgeschichte im 16. Jh. bis zur Erklärung über die Religionsfreiheit auf dem II. Vaticanum.

Einblick in ein spannendes Konzept der Erstkommunionvorbereitung und der zugehörigen Gewinnung von Katechet(inn)en gibt **Tom Döker**, Pastoralreferent in Köln.

Dass die Lektüre von Festschriften durchaus lohnend sein kann, zeigt **Dr. Josef Herberg**, Leiter des Katholischen Bildungswerks Bonn, anhand einer Festschrift für den Familienpolitiker und -wissenschaftler Max Wingen, indem er Kernaussagen zum Thema Familie in Gesellschaft und Politik aus einzelnen Beiträgen herausdestilliert, die Kirche für ihr familienpastorales Handeln wahrnehmen sollte, um von dort her nach neuen Wegen zu suchen.

Topaktuell ist der Beitrag von **Thomas Kroll**, Dipl.-Theologe, Supervisor und Fachmann in Sachen Film und Theologie, der den im April in die Kinos gekommenen Film „The Hours – Von Ewigkeit zu Ewigkeit“ vorstellt – kein Film zum Thema Gott, und doch ein Film mit religiösen – an das Johannes-evangelium erinnernden – Dimensionen, der das Leben selbst und die Zeit zum Thema macht.

Der letzte Beitrag von Prof. **Dr. Ralph Sauer**, Prof. em. für praktische Theologie und Religionspädagogik der Universität Vechta, führt zum Ausgangsthema zurück und fragt nach den Möglichkeiten eines christlich-muslimischen Dialogs. Dem Beitrag wäre hinzuzufügen, dass der gegenwärtige Krieg den an sich schon nicht leichten Weg zum Dialog sicherlich erschweren wird.

In der Hoffnung, dass wieder Friede werde, grüßt Sie herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

# Ohne Zwang in Religion

## Anmerkungen zu Verstehensweisen von Toleranz

---

### 1. Ein weites Feld – Erste Annäherung

Seit Erscheinen des Romans „Ein weites Feld“ von Günter Grass hat abermals die dem Roman den Titel gebende Sentenz des alten Briest aus Fontanes Roman „Effi Briest“ eine zeitweise verstärkte, fast inflationäre Verwendung gefunden. Dennoch artikuliert auch diese schon zur Trivialität gewordene Äußerung einen berechtigten Seufzer angesichts der Fülle und Vielgestaltigkeit des Themas. Daher sei eingangs gleich eingestanden, auch das Thema „Toleranz“ ist für wahr ein weites Feld. Dies wird schon daran deutlich, daß man sich dieser Thematik aus unterschiedlichen Perspektiven (u. a. aus politischer, psychologischer, rechtlicher, religiöser, soziologischer, sprachlicher) nähern kann, die sich letztlich idealiter zu einem Mosaik zusammenfügen.

Eine erste Annäherung kann über den Begriff selbst erfolgen. Das von Jakob und Wilhelm Grimm inaugurierte „Deutsche Wörterbuch“ informiert uns darüber, dass der Begriff „Toleranz“ offenbar im 16. Jahrhundert in die deutsche Sprache Eingang gefunden hat. Anscheinend haben wir Martin Luther die Eindeutschung des Begriffs Toleranz zu verdanken,<sup>1</sup> welcher dem lateinischen Ausdruck *tolerantia* entlehnt ist.<sup>2</sup> *Tolerantia* wiederum wird nach Auskunft gängiger Wörterbücher ins Deutsche mit „Geduld, geduldiges Ausharren, Duldsamkeit, Ertragung“ übersetzt. Die hier angegebenen deutschen Übersetzungen des lateinischen Begriffs *tolerantia* lassen anklingen,

dass eine solche mit diesem Begriff beschriebene Haltung einem etwas abverlangt, zumutet, wogegen sich ein erster innerer Impuls vielleicht auflehnt. Von daher verwundert es nicht, dass der Begriff *tolerantia* in seinem ursprünglich gebrauchten Sinn auch im Kontext individueller Tapferkeit gebraucht worden ist, in dem *tolerantia* geduldiges Ertragen körperlicher Übel, Schmerzen, Folter, aber auch Ertragen militärischer Mühen<sup>3</sup> und Niederlagen kennzeichnet. Davon ist es nur ein kurzer Schritt, dass der Begriff *tolerantia* alsbald in den christlichen Sprachgebrauch Eingang gefunden hat.<sup>4</sup> Der Kirchenvater Cyprianus (um 200/210 – 258) beispielsweise bezeichnet die Fähigkeit der Christen, Leiden zu erdulden, als *tolerantia passionis*<sup>5</sup>, und Thomas von Kempen (1379/80 – 1471) wird später in seiner *Imitatio Christi* von der *tolerantia doloris* (Erduldung des Leidens) sprechen.<sup>6</sup>

Anzumerken ist, dass bei einem nur flüchtigen Blick in ein lateinisches Wörterbuch festzustellen ist, dass in ihm auch noch das Nomen *toleratio* verzeichnet wird, welches zumindest dem Grimmschen Wörterbuch zufolge nicht im Hintergrund des eingedeutschten Begriffs Toleranz gestanden hat. Ins Deutsche wird dieser Ausdruck, ähnlich wie *tolerantia*, mit „Kraft zum Ertragen“ und „Ertragen-Können“ übersetzt.

### 2. Ein klassisch-modernes Missverständnis

Ein Textbeispiel, welches das Grimmsche Wörterbuch unter dem Lemma „Toleranz“ zur Illustration seines Gebrauches anführt, kündigt nicht nur von einem Wandel des Verständnisses des mit dem Ausdruck „Toleranz“ in der Antike und christlichen Literatur Bezeichneten, sondern von einem geradezu klassisch-modernen Missverständnis. Ein gewisser Theodor Gottlieb von Hippel (1741 – 1796)<sup>7</sup> lässt sich da wie folgt vernehmen: „toleranz heiszt: wenn man fünf gerade sein lässt, welches doch nicht ist, obgleich wir an jeder hand fünf finger haben“.<sup>8</sup> Wenn man einmal von der eher kalauernden, an einen

Naturbeweis gemahnenden Begründung mit den fünf Fingern einer Hand absieht, so spricht von Hippel in wünschenswerter Deutlichkeit aus, was auch heute (wieder) landläufig unter Toleranz verstanden wird: Toleranz = fünf gerade sein lassen.

Dass diese sich hinter von Hippels Äußerung andeutende Geisteshaltung für das 18. Jahrhundert aber nicht repräsentativ ist, dafür mag nicht ganz zufällig eine Äußerung Goethes stehen, welche als Gegenpol zu Hippel im Grimmschen Wörterbuch gelesen werden darf und die zudem die im Begriff Toleranz enthaltende Dynamik offenkundig werden lässt. Goethe wird wie folgt zitiert: „toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende gesinnung sein; sie musz zur anerkennung führen“<sup>9</sup>. Bedauerlicherweise wird jedoch im Grimmschen Wörterbuch der zu dieser Sentenz gehörende äußerst wichtige Satz unterschlagen, der schließlich die Pointe bildet. Sie lautet: „Dulden heißt beleidigen“<sup>10</sup>. An Goethes Spruch aus Maximen und Reflexionen lässt sich die Problematik und der Wandel des Toleranz-Verständnisses im 18. Jahrhundert verdeutlichen. Der Toleranz-Gedanke ist in gebildeten und humanistisch gebildeten Kreisen etabliert, und zwar im Sinne des Ertragens der Differenzen, die Menschen untereinander kennzeichnen können (z.B. Glaube, Religion, Sitte). Das Wörtchen *eigentlich* verrät aber zweierlei. Einerseits ist sich Goethe durchaus bewusst, dass sich das Einüben und Praktizieren im Ertragen des anderen einen „Fortschritt“ gegenüber engstirniger, meist unreflektierter Intoleranz bedeutet, aber dass es letztlich nicht die Geisteshaltung/ Gesinnung ist, worauf Toleranz abzielt, woraufhin sich Toleranz selbst zu transzendieren habe, nicht auf eine bloße Duldung des anderen, sondern auf dessen Anerkennung hin. Andererseits spricht sich in *eigentlich* auch eine intellektuelle Nüchternheit, um nicht zu sagen Resignation aus, die um die Begrenzung jener Anstrengung weiß. In dieser Sentenz kommt zudem zum Ausdruck, dass Toleranz eine notwendige Voraussetzung dafür ist, um schließlich zur Anerkennung des anderen zu gelangen zu können. Hierin

äußert sich zugleich aber eine Erfahrungstat- sache, dass sich die in jener Sentenz angesprochene *Anerkennung* offenbar nicht von selbst einstellt, nicht selbstverständlich ist, sondern sich ebenfalls eines inneren, manchmal auch recht mühevollen Prozesses verdankt. Dies lässt sich unschwer in unserem Alltag nachprüfen. Menschen, welche die gleiche ethnische Herkunftigkeit mit uns teilen, erlangen in der Regel oft viel schneller unsere Anerkennung, ja sogar Sympathie als solche, die andere ethnische Wurzeln als wir selbst haben und vielleicht noch sogar einem anderen Kulturkreis zugehören.

In der Pointe der Sentenz Goethes nun („Dulden heißt beleidigen.“), um die uns zu bringen sich das Grimmsche Wörterbuch anschickt, artikuliert sich ein bereits im 18. Jahrhundert defizitär gewordenes Verständnis von Toleranz, welches darum weiß, sich nicht mehr im lediglichen Dulden des anderen erschöpfen zu können. Denn eine Toleranz im Sinne von Dulden kann sich darauf verstehen, dem anderen permanent zu Bewusstsein zu bringen: Du bist lediglich geduldet. Eigentlich will ich dich nicht neben mir haben. Unter spracharchäologischem Gesichtspunkt hat sich im deutschen Sprachgebrauch für diese Haltung eine vormalige Bedeutung des lateinischen Ausdrucks *tolerantia* im Begriff der *Duldung* noch erhalten. Mit dem Terminus *dulden* scheint in Goethes Ausspruch noch einmal kurz ein früheres Verständnis von *tolerantia* auf, das dem nunmehrigen Toleranz-Verständnis bürgerlicher und intellektueller Kreise gegenübergestellt ist.<sup>11</sup> Der Wandel im Toleranzverständnis ist nun offenkundig: Toleranz zielt letztlich auf die Anerkennung des anderen, man könnte hinzufügen, aufgrund seines Personseins. Zudem dürfte auch deutlich geworden sein, dass es hierbei nicht um das Tolerieren beispielsweise von lauter Geburtstagsmusik aus Nachbars Garten geht, sondern um das, was mit der Würde des Menschen im untrennbaren Zusammenhang steht. Deshalb wird eine Toleranz, die keine Anerkennung der Person des anderen intendiert bzw. intendieren will, zu einer Beleidigung.

### 3. Perspektiven von Toleranz

#### 3.1 Aufgeklärt – absolutistischer Staat

Das Toleranz-Verständnis eines aufgeklärt-absolutistischen Staates im 18. Jahrhundert ist hingegen aus der Perspektive eines Zugeständnisses seitens der politischen Obrigkeiten zu verstehen. Toleranz ist Zugeständnis. Ein Zugeständnis ist das, worauf man keinen Rechtsanspruch gelten machen kann. Toleranz ist eben eine Praxis der Duldung. Dies lässt sich gut an dem sehr oft und sehr gern, aber zu allermeist nur unvollständig zitierten Ausspruch Friedrich II. von Preußen, genannt der Große, überprüfen, der vollständig zitiert lautet: „Jeder kann nach seiner Façon selig werden; aber gehorchen muss er“.<sup>12</sup> Dies erinnert an eine ähnlich lautende Maxime des französisierten Preußenkönigs und korreliert mit ihr inhaltlich wie mental auf auffällige Weise: „Räsoniert, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt; aber gehorcht!“. Religiöse Wahrheitsansprüche konfessioneller Art sind einem aufgeklärten Monarchen letztlich „für das bürgerliche Zusammenleben, wahrscheinlich aber auch im Hinblick auf die ewige Seligkeit der Bürger Adiaphora – nicht von entscheidender Bedeutung“.<sup>13</sup> Dabei darf aber nicht außer Acht gelassen werden, dass immer noch gilt: Es wird etwas toleriert, „was auch nicht toleriert, also nach herrschendem Recht verboten und unterdrückt werden könnte“.<sup>14</sup> Jedoch, es kommt nun mehr darauf an, dass der Untertan den vom Staat geforderten und erwarteten Pflichten nachkommt, den Interessen des Staates, wie wirtschaftliches Wohlergehen und nationale Identität, nicht im Wege steht, sich dem Staat gegenüber gehorsam verhält.

#### 3.2 Liberaler Rechtsstaat

Der Unterschied zum aufgeklärt – absolutistischen Staat in Sachen religiöser Toleranz wird im Umkehrschluss dessen, was toleriert wird, kann auch wieder verboten werden, besonders deutlich: „In allem, worin uns ohnehin Freiheit rechtlich gesichert ist, sind wir auf Toleranz nicht mehr angewiesen, und es hätte den Charakter eines dreisten

Eingriffs in unsere Rechte, wenn einer tolerieren zu wollen erklärte, worin uns zu hindern er gar nicht legitimiert ist“.<sup>15</sup> Dies bedeutet, ein liberaler Rechtsstaat, wie es beispielsweise die Bundesrepublik Deutschland ist, kennt das Institut der Toleranz in diesem Sinne Religionen gegenüber nicht; denn Religionsfreiheit ist verfassungsrechtlich garantiert. Garantiert wird sie deshalb, weil ein liberaler Rechtsstaat von seinem Grundverständnis her Religionsfreiheit nicht wie ein Obrigkeitsstaat gnadenhalber, vielleicht noch als Reaktion auf ein Immediatgesuch, gewähren kann oder eben auch nicht, sondern Religionsfreiheit gehört zu den unveräußerlichen Menschenrechten, die nicht zur Disposition stehen. Somit heißt es im Grundgesetz Artikel 4 (1): „Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses sind unverletzlich“. Zu beachten ist, dass dieser Absatz sowohl die *positive* Freiheit des religiösen Bekenntnisses, also beispielsweise die Mitgliedschaft in einer religiösen Gemeinschaft, als auch die *negative* Freiheit, d.h. kein religiöses Bekenntnis zu haben, a-religiös zu sein, garantiert. Unschwer ist zu erkennen, dass damit zwar ein notwendiges Element für den innerstaatlichen Frieden gegeben ist, dass davon aber der Wahrheitsanspruch der Religionen, über welchen sie sich unaufgebar konstituieren, vom Staat nicht berührt wird. Diesen überlässt auch der religiös neutrale Staat den Religionen selber, da er über den Wahrheitsgehalt jener von seinem Grundverständnis her auch kein Urteil abgeben kann. Gerade auch unter diesem Gesichtspunkt bleibt erstaunlicherweise Lessings dramatisches Gedicht „Nathan der Weise“ für den Gedanken und die Praxis der Toleranz der Religionen untereinander weiterhin höchst aktuell.

### 4. Anmerkungen zum Toleranzgedanken in Lessings Ringparabel

Im Jahr 1779 erschien die Dichtung „Nathan, der Weise“, in welcher Gotthold

Ephraim Lessing der dem Boccaccio entlehnten sogenannten Ringparabel<sup>16</sup> zu großer Bekanntheit und neuer Aussagekraft verholten hat<sup>17</sup>. In dieser Ring- bzw. Toleranzparabel geht es um den Wahrheitsanspruch der drei großen monotheistischen Welt-Religionen, die man pauschal als *das* Judentum, *das* Christentum und als *den* Islam zu bezeichnen pflegt. Eingeleitet wird der an den platonisierten Sokrates erinnernde Dialog zwischen Saladin und Nathan mit der für letzteren so ganz unerwarteten Frage: „So sage mir doch einmal – was für ein Glaube, was für ein Gesetz hat dir am meisten eingeleuchtet?“<sup>18</sup> Der den Begriff des Lichtes konnotierende Ausdruck „eingeleuchtet“ lässt gleich zu Beginn ein Grundmotiv der Aufklärung (engl. Enlightenment) anklingen. Die Vernunft erhellt den Menschen. Sieht man dies weiter genau hin, so setzt die Frage Saladins schlicht voraus, dass Nathan bereits über die normativen Gehalte [„was für ein Glaube, was für ein Gesetz“ (Thora ?)] der drei monotheistischen Religionen nachgedacht hat. Mehr noch, Saladin unterstellt, dass Nathan sie miteinander verglichen habe und schließlich zu einem Ergebnis gekommen sei. Denn für den Sultan steht offensichtlich außer Frage „Ein Mann, wie du, bleibt da nicht stehen, wo Zufall der Geburt ihn hingeworfen: oder wenn er bleibt, bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern“. Es geht um keine geringere Frage als um die: „Von diesen drei Religionen kann doch eine nur die wahre sein“. Abgesehen von dem sich hier artikulierenden Wahrheitsverständnis ist diese Frage allein für einen Sultan noch nicht ganz so erstaunlich, wie es vielleicht anmuten mag. Denn es scheint ja durchaus naheliegen, dass es sich bei ihr um eine rein rhetorische handelt. Erstaunlicher hingegen ist vielmehr, dass Saladins Frage tatsächlich nichts vorwegnehmen will, modern gesprochen, ergebnisoffen ist: „Lass mich die Gründe hören, denen ich selber nachzutrübeln, nicht die Zeit gehabt. Lass mich die Wahl, die diese Gründe bestimmt, – versteht sich, im Vertrauen – wissen, damit ich sie zu meiner mache“.<sup>19</sup> Einzuschließen ist an dieser

Stelle die Beobachtung Friedrich Niewöhners, dass „mit einer Ausnahme in allen frühen Versionen der Ringparabel der Herrscher ein mohammedanischer Sultan ist“.<sup>20</sup> Gedeutet wird von ihm dieses Resultat damit, dass Christen selten tolerant gewesen seien.<sup>21</sup>

Da nun Saladin mit seinem Ansinnen, das er selbst eine „Grille“ nennt, den Nathan offenkundig verduzt gemacht hat („Wie? du stutest? wägst mit dem Auge?“), gewährt er ihm einen Augenblick Bedenkzeit. Im Anschluss an diese erzählt Nathan dann dem Saladin die uns hernach so geläufige Ringparabel.<sup>22</sup>

Entgegen so mancher Vulgärauffassung, welche von einem oberflächlichen Lesen, vielleicht auch von einem unreflektierten Vorverständnis herrührt (man liest zu gern das heraus, was man zu lesen wünscht), das sich zudem nur äußerst ungern korrigieren lassen will, ist zumindest dem Text nach in der Ringparabel an keiner Stelle davon die Rede, dass alle Religionen doch letztlich gleich wären. Schon gar nicht werden die Religionen denunziert, zumal Lessing sein Stück in Palästina während der Kreuzzugszeit spielen lässt, ursächlich für Gewalt verantwortlich zu sein und darum schließlich abgeschafft gehören. Eine Meinung, die seit dem 11. September 2001 wieder verstärkt hier und da vernommen werden konnte. Juden, Christen und Muslime werden vielmehr in der Toleranzparabel zu einem friedlichen Wettstreit ihrer Religionen herausgefordert, in welchem sich erweisen kann, welche die rechte Religion sei. Das Paradoxe ist, dass eine Religion, die ihren Wahrheitsanspruch den anderen gegenüber nicht aufgibt, befähigt ist, in den Wettstreit mit den anderen zu treten. Hier liegt der Schlüssel für eine Toleranz der Religionen untereinander ohne Nötigung zur Aufgabe ihres Wahrheitsanspruchs um des sogenannten lieben Friedens willens. Lessings Nathan lässt am Schluss der Toleranzparabel den Richter sprechen: „Ich höre ja, der rechte Ring besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen; vor Gott und Menschen angenehm. Das muss entscheiden!“.<sup>23</sup> Die Wendung „vor



Gott und Menschen angenehm“ bedeutet, dass eine jede Religion eo ipso auch nach außen wirkt und sich mit anderen im ursprünglichen Sinn des Wortes in Konkurrenz<sup>24</sup> befindet und von Menschen, die ihr nicht nahestehen oder angehören, entsprechend eingeschätzt wird, und zwar ob sie heilt oder zerstört. Gerade betont areligiöse und / oder von Religionsgemeinschaften enttäuschte Menschen haben sehr geschärfte Sinne dafür. Die erste Probe aber aufs Exempel im Sinne des „vor Gott und Menschen angenehm“ geht vor dem Richterstuhl gleich negativ aus: „Denn die falschen Ringe werden doch das nicht können! – Nun; wen lieben zwei von euch am meisten? Macht, sagt an! Ihr schweigt? Die Ringe wirken nur zurück? Und nicht nach außen? Jeder liebt sich selber nur am meisten?“. Somit kommt der Richter zu dem Schluss: „Eure Ringe sind alle drei nicht echt. Der echte Ring vermutlich ging verloren“.<sup>25</sup> Eine für alle deprimierende Aussage.

Dennoch baut der Ausdruck „vermutlich“ eine Brücke in die Zukunft, geriert sich selbst nicht apodiktisch, sondern lässt Hoffnung darüber aufkommen, ob sich nicht vielleicht doch noch der echte Ring entdecken ließe. Der Richter, an dessen Stelle wir die Vernunft im Geiste der Aufklärung<sup>26</sup> zu denken haben, entscheidet nicht, welche die rechte Religion sei, ganz wie es einer sich selbst bescheidenen und über sich selbst aufgeklärten Vernunft eigen ist. Aber um so mehr verlangt ihr Rat den Religionen alles ab; auch das ist der Vernunft im Geiste der Aufklärung gemäß.

„Wohlan! Es eifre jeder seiner unbestochenen von Vorurteilen freien Liebe nach! Es strebe von euch jeder um die Wette, die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag zu legen! Komme dieser Kraft mit Sanftmut, mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun, mit innigster Ergebenheit in Gott, zu Hülff! Und wenn sich dann der Steine Kräfte bei euren Kindes-Kindeskindern äußern: So lad' ich über tausend tausend Jahre, sie wiederum vor diesen Stuhle“.<sup>27</sup> Der Wettstreit läuft.

Noch einmal: Von einer Nivellierung der Religionen ist nicht die Rede, auch nicht

davon, dass sie ihrem Wahrheitsanspruch entraten sollen. Damit deckt sich die Toleranzparabel mit dem Grundduktus der konziliaren Erklärung „Dignitatis humanae“ (DH) über die Religionsfreiheit (Declaratio de libertate religiosa) vom 7. Dezember 1965 des Zweiten Vatikanischen Konzils.

## 5. Erklärung der Religionsfreiheit auf dem Vaticanum secundum

Noch in einer 1966 in zweiter Auflage erschienenen Publikation konstatiert der katholische Theologe Bruno Schüller S.J., dass sich die katholische Kirche weder auf der zweiten noch auf der gerade zu Ende gegangenen dritten Konzilssitzung zur allgemeinen Religionsfreiheit bekannt habe, wie es „die westliche Welt“ erwartet hatte.<sup>28</sup> Um aber eventuellen Kurzschlüssen vorzubeugen, fügt er hinzu, dass „nicht ein Zweifel der Konzilsmehrheit an der Existenz eines allgemeinen Rechts auf Religionsfreiheit“<sup>29</sup> vorhanden war,<sup>30</sup> so dass sich auch Bruno Schüller am Ende seines Artikels davon begründet überzeugt zeigt, dass es eine konziliare Erklärung zur Religionsfreiheit geben wird<sup>31</sup>. Dennoch konnten sich immer noch alle Skeptiker, die der Katholischen Kirche ein halbherziges Verhältnis der Religionsfreiheit gegenüber unterstell(t)en, das zudem noch mit zweierlei Maß messe, bestätigt fühlen. Die Katholische Kirche tue sich schwer mit der Religionsfreiheit. Und dies hatte und hat ja auch ein nicht unbegründetes fundamentum in re. Im Nachhinein lässt sich sagen, dass, noch während die zweite Auflage jener Publikation in den Druck ging, das Zweite Vatikanische Konzil am 7. Dezember 1965 die Erklärung über die Religionsfreiheit verabschiedet hatte. Hat mit ihr, und das ist die weitaus interessanteste Frage, die Katholischen Kirche ihren Wahrheitsanspruch aufgeben?

Vorab ist es aber unumgänglich, sich noch einmal dem Begriff der Religionsfreiheit zuzuwenden. Bereits in seinem Artikel lässt Bruno Schüller anklingen, dass sich ein Perspektivenwechsel gegenüber der mit dem

Begriff der „Religionsfreiheit“ bezeichneten Sache bei den Theologen vollzogen hat: „Die Religionsfreiheit, um die es auf dem Konzil geht, besagt nicht nur: niemand darf gezwungen werden, gegen sein Gewissen zu handeln; sondern darüber hinaus: niemand darf gehindert werden, seinem religiösen Bekenntnis gemäß privat und öffentlich zu leben“.<sup>32</sup> Man wird sicherlich nicht fehl in der Annahme gehen, dass diese Aussage auch auf dem Hintergrund der Erfahrungen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und des damals zeitgeschichtlichen Kontextes (Kirchenbehinderungen und Kirchenverfolgungen in vielen Staaten, besonders in den staatskommunistisch regierten, vgl. DH 8; 15), in welchem das Konzil tagte, resultiert. Aber ebenfalls wird das Staatsverständnis des liberalen Rechtsstaates ernstgenommen, welcher in re religiosa keine Zuständigkeit besitzt, da es „außerhalb der Sphäre jeder politischen und staatlichen Zuständigkeit“<sup>33</sup> liegt. Es geht nun nicht mehr darum, dass der Staat angelegentlich dem Staatsbürger, welcher nicht der jeweils sogenannten staatstragenden Religionsgemeinschaft angehört, ein Zugeständnis in Sachen Religionsausübung macht, sondern dass der Staat das Recht der Religionsfreiheit zu respektieren hat und hier keine Souveränitätsrechte gelten machen kann.

Auf diesem Hintergrund verwundert es also nicht, dass gleich in einem der ersten Sätze der Erklärung „Dignitatis humanae“ davon die Rede ist, dass sich die Forderung nach Freiheit in der menschlichen Gesellschaft am meisten (maxime) auf das bezieht, „was zur freien Übung (liberum ... exercitium) der Religion in der Gesellschaft gehört“ (DH 1). Daraus ergibt sich folgerichtig, dass „die religiöse Freiheit (libertas religiosa) ... sich auf ihre Freiheit von Zwang (immunitatem a coercitione) in der staatlichen Gesellschaft bezieht“. Und aus eben diesem Grunde „lässt sie die überlieferte katholische Lehre von der moralischen Pflicht der Menschen und der Gesellschaften gegenüber der wahren Religion und der einzigen Kirche Christi unangetastet“ (DH 1). An dieser Aussage wird zweierlei deutlich: Wie bei Bruno

Schüller bereits angeklungen, steht einerseits bei der konziliaren Erklärung der Religionsfreiheit der Gedanke und die Forderung im Vordergrund, dass es von Seiten des Staates in bezug auf Glauben, Gewissen und Religion keine Einmischung, keinen Zwang geben darf, dass er allen seinen Staatsbürgern religiöse Freiheit zu garantieren habe. Dies hat aber nichts mit einer Aufgabe oder Nivellierung des Wahrheitsanspruchs der katholischen Kirche zu tun. Die Konzilsväter formulieren: „Diese einzige wahre Religion, so glauben wir, ist verwirklicht in der katholischen und apostolischen Kirche“.<sup>34</sup> Zugleich ist ausdrücklich hinzuzufügen, damit es nicht wieder erneut Missverständnisse gibt, dass das Konzil in wünschenswerter Deutlichkeit „erklärt, dass die menschliche Person das Recht auf religiöse Freiheit hat. Die Freiheit besteht darin, dass alle Menschen frei sein müssen von jedem Zwang sowohl von Seiten Einzelner wie gesellschaftlicher Gruppen, wie jeglicher menschlichen Gewalt, so dass in religiösen Dingen niemand gezwungen wird, gegen sein Gewissen zu handeln“ (DH 2). Dies lässt sich auch die Katholische Kirche selbst gesagt sein. Dies ist nun wiederum kein Zugeständnis im Sinne der Praxis der Duldung, das auch wieder zurückgenommen werden könnte, sondern auch die Erklärung Dignitatis humanae weiß darum, dass das Recht auf religiöse Freiheit in der Würde der menschlichen Person selbst fundiert ist<sup>35</sup> und zu den unverletzlichen Menschenrechten (inviolabilia hominis iura, DH 6) gehört.

Insgesamt darf festgestellt werden, dass sich in dieser Ausdrücklichkeit und Eindeutigkeit kein Konzil zuvor zur Religionsfreiheit geäußert hat. Freilich muss es selbstkritisch bekennen, dass das Volk Gottes auf diesem Hintergrund in der Geschichte „bisweilen (interdum)“<sup>36</sup> so gehandelt hat, wie es dem Geist des Evangeliums wenig entsprach, ja sogar entgegengesetzt war (vgl. DH 12).

Mit Blick noch einmal auf Lessings Ringparabel lässt sich sagen, dass authentisch christlicher Glaube im friedlichen Wettstreit, im Dialog mit anderen Religionen steht und

sich zu bewähren hat vor Gott und den Menschen, ohne sich von seinem Wahrheitsanspruch zu dispensieren. Daher formuliert das Konzil: „Die Wahrheit muss aber auf eine Weise gesucht werden, die der Würde der menschlichen Person und ihrer Sozialnatur eigen ist, d.h. auf dem Wege der freien Forschung, mit Hilfe des Lehramtes oder der Unterweisung, des Gedankenaustauschs und des Dialogs, wodurch die Menschen einander die Wahrheit, die sie gefunden haben oder gefunden haben zu glauben, mitteilen, damit sie sich bei der Erforschung der Wahrheit gegenseitig zu Hilfe kommen; an der einmal erkannten Wahrheit jedoch muss man mit personaler Zustimmung festhalten“ (DH 3).

## 6. Tolerantia Dei

Zuletzt noch eine kurze Bemerkung zur *tolerantia Dei*. Unter ihr wird verstanden, dass Gott menschlichem Versagen gegenüber Duldung besitzt. Der Mensch wird trotz seines Versagens der Gnade Gottes teilhaftig, freilich nicht aufgrund seiner Leistungen, sondern aus unverdienter Gnade.<sup>37</sup> Aber auch dieser Gedanke ist von der Würde des Menschen bestimmt, die nach biblischem Verständnis auf der Gottesebenbildlichkeit aller Menschen basiert und besagt, dass der Mensch mehr ist als seine Verdienste, Leistungen, aber auch mehr als sein Versagen. Darum nun wissend, sollten wir auch dies im Umgang miteinander stets bedenken. Schuld ist zwar auch als Schuld zu benennen, aber ebenso sollten wir von einer *tolerantia proximi* (Geduld dem Nächsten gegenüber) geleitet sein. Eine *tolerantia proximi* verdankt sich nicht zuletzt dem Wissen, mitunter sogar dem sich selbst schmerzlich bewusst werdenden Wissens, um die eigenen Begrenzungen. Daraus lässt sich nun ableiten, dass die *tolerantia proximi* nicht der beliebigen Disposition des einzelnen anheimgegeben ist, sondern auch Kennzeichen menschlicher Würde, *dignitas humana*, ist.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Vgl. Wolfgang Huber: Toleranz im Christentum, in: Andreas Feldtkeller (Hg.): Konstruktive Toleranz – Gelebter Pluralismus. Beiheft der Zeitschrift für Mission Nr. 1, Frankfurt/Main 2001, 76.
- <sup>2</sup> Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 21. München 1991 (Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe, Leipzig 1935), 631.
- <sup>3</sup> So M. T. Cicero in De officiis II 45 „omni militari labore tolerando“ (im Ertragen aller soldatischen Mühe).
- <sup>4</sup> Q. S. F. Tertullian beispielsweise verwendet den Ausdruck *tolerantia* im Sinne von Schmerz mit Bezug auf das Haupt Christi (in dominici capitis tolerantia). Vgl. ders.: De corona militis XIV 3.
- <sup>5</sup> Vgl. T. C. Cyprianus: De mortalitate XVII.
- <sup>6</sup> Vgl. Thomas a Kempis: Imitatio Christi III. Cap. 18.
- <sup>7</sup> Meyers Großes Konversations-Lexikon (Leipzig / Wien 1902-1909) widmet diesem Schriftsteller insgesamt noch eine ganze Seite.
- <sup>8</sup> Jacob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Bd. 21. München 1991 (Fotomechanischer Nachdruck der Erstausgabe, Leipzig 1935), 631.
- <sup>9</sup> Dies.: aaO, 631.
- <sup>10</sup> „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: sie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen“, Johann Wolfgang von Goethe: Maximen und Reflexionen. Nr. 151, in: Erich Trunz (Hg.): Goethes Werke (Hamburger Ausgabe). Bd. XII, 385.
- <sup>11</sup> Unter diesem Aspekt kann Goethes Sentenz formal-inhaltlich gesehen als ein kontradiktorischer Chiasmus bezeichnet werden.
- <sup>12</sup> In jüngster Zeit hat im Zusammenhang des Toleranzgedankens an das vollständige Zitat Ekkehard Wagler wieder erinnert. Vgl. ders.: Verpflichtung zur Toleranz, in: Una Sancta. Zeitschrift für ökumenische Begegnung 45 (1990), 85.
- <sup>13</sup> Jürgen Werbeck: Die Entstehung der Toleranz aus dem Geist der Aufklärung, in: Konrad Hilpert / Jürgen Werbeck (Hg.): Mit den Anderen leben: Wege zur Toleranz. Düsseldorf 1995, 21.
- <sup>14</sup> Hermann Lübke: Religion nach der Aufklärung. Graz-Wien-Köln 1986, 76.
- <sup>15</sup> Ders.: aaO, 76.
- <sup>16</sup> Friedrich Niewöhner gebraucht auch den Ausdruck Toleranzparabel. Vgl. ders.: Veritas sive Varietas. Lessings Toleranzparabel und das Buch „Von den drei Betrügnern“, Heidelberg 1988.
- <sup>17</sup> Giovanni di Boccaccio erzählt die Parabel von den drei Ringen in der dritten Erzählung des ersten Buches des „Decamerone“ (1348) unter dem Titel „Melchisedech per lo suo senno avere le sue ricchezze dagli aguati del Saladino

- difese“ („Der Jude Melchisedech entgeht durch eine Geschichte von drei Ringen einer großen Gefahr, die ihn Saladin bereitet hat“). Vgl. Friedrich Niewöhner, *Veritas*, 30. Anm. 4, 32. Dass Lessing die Ringparabel bei Boccaccio entlehnt hat, erwähnt er selbst in einem Brief an seinen Bruder Karl im August 1778, worauf Friedrich Niewöhner hinweist. Vgl. ders.: aaO, 30.
- <sup>18</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Nathan der Weise*. Dritter Aufzug, Fünfter Auftritt.
- <sup>19</sup> Ders.: *Nathan der Weise*. Dritter Aufzug, Fünfter Auftritt.
- <sup>20</sup> Friedrich Niewöhner, *Veritas*, 27.
- <sup>21</sup> Vgl. ders.: aaO, 27.
- <sup>22</sup> Erwähnt kann an dieser Stelle nur werden, dass Nathan die von uns so bezeichnete Ringparabel als Märchen („Nicht die Kinder bloß, speist man mit Märchen ab“. Dritter Aufzug, sechster Auftritt) und Geschichtchen („...erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu erzählen?. Dritter Aufzug, Siebenter Auftritt) titulierte.
- <sup>23</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Nathan der Weise*. Dritter Aufzug, Siebenter Auftritt.
- <sup>24</sup> concurrere: zusammenlaufen, zusammen wetteifern.
- <sup>25</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Nathan der Weise*. Dritter Aufzug, Siebenter Auftritt.
- <sup>26</sup> Auch ist der absolute Geltungsanspruch der Vernunft in der europäischen Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts in Frage gestellt und bezweifelt worden. Deshalb hat die Theologie „die zwiespältige Erfahrung gemacht, daß der Absolutheitsanspruch einer über alles entscheidenden Philosophenvernunft, gegen den sie sich zur Wehr setzen mußte, von der Philosophie selbst weit radikaler destruiert wurde, so daß nun auch der Theologie die Kriterien abhandenzukommen schienen, aufgrund derer sie religiöse Wahrheitsansprüche als vernünftig legitimieren wollte“, Jürgen Werbick, *Die Entstehung der Toleranz*, 25.
- <sup>27</sup> Gotthold Ephraim Lessing: *Nathan der Weise*. Dritter Aufzug, Siebenter Auftritt.
- <sup>28</sup> Vgl. Bruno Schüller S.J.: *Religionsfreiheit und Toleranz*, in: Karl Rahner S.J./ Otto Semmelroth S.J.: *Theologische Akademie*. Frankfurt/Main <sup>2</sup>1966, 99.
- <sup>29</sup> Ders.: aaO, 99.
- <sup>30</sup> Diese Aussage wird eindrücklich durch das Abstimmungsergebnis bestätigt. Die Erklärung über die Religionsfreiheit ist mit 2308 Ja-Stimmen bei 70 Nein-Stimmen und 8 ungültigen Stimmen angenommen worden. Vgl. Werner Becker (Hg.): *Die Beschlüsse des Konzils*. Der vollständige Text der vom II. Vatikanischen Konzil beschlossenen Dokumente in deutscher Übersetzung. Leipzig 1966, 11.
- <sup>31</sup> Vgl. Bruno Schüller S.J., *Religionsfreiheit und Toleranz*, 116.
- <sup>32</sup> Ders.: aaO, 100.
- <sup>33</sup> Vgl. ders.: aaO, 112.
- <sup>34</sup> „Hanc unicam veram Religionem subsistere credimus in catholica et apostolica Ecclesia“, DH 1.
- <sup>35</sup> *ius ad libertatem religiosam ... fundatum in ipsa dignitate personae humanae*, DH 2.
- <sup>36</sup> Ob dieser Ausdruck angemessen ist, kann hier nicht diskutiert werden. Zweifel daran werden von unterschiedlicher Seite immer wieder einmal laut.
- <sup>37</sup> Vgl. Wolfgang Huber, *Toleranz im Christentum*, 76f.

# Ermutigung für Kommunion- kinder-Eltern

## Ausgangspunkt: „Glücksspiel“ Katechetensuche

---

„In unseren Gemeinden wird es immer schwieriger, Eltern als Katechet(inn)en zu gewinnen! Die Leute sind nicht mehr bereit, sich wochenlang zu treffen. Auch die Begleitung der eigenen Kinder wird von immer weniger Eltern mitvollzogen.“ – Mit diesen Worten von Gemeindegliedern verband sich der Wunsch nach einem neuen Konzept für die Pfarreien St. Brictius in Köln-Merkenich und Christi Verklärung in Köln-Heimersdorf. Keine leichte Aufgabe, aber eine Herausforderung, der sich früher oder später auch andere Gemeinden stellen müssen! Das Phänomen ist bekannt: Vor jedem neuen Kommunionkurs stellt sich die oft bange Frage, ob man wieder eine ausreichende Zahl Katechet(inn)en aus den Reihen der Eltern oder sonstigen „Gemeindereserven“ findet? Diesem „pastoralen Glücksspiel“ mit neuen konzeptionellen Wegen offensiv zu begegnen, war „an der Zeit“!

## 1. An-Fragen an zurückgehendes Eltern-Engagement

Folgende Fragen bewegten uns: Weshalb sind Eltern immer weniger bereit, sich ihrer ureigenen Aufgabe als Katechet(inn)en ihrer Kinder zu stellen? Haben sie keine Lust, Verantwortung zu übernehmen, weil es in ihren Augen Aufgabe des Pastoralteams ist „die doch dafür bezahlt werden“? Haben Eltern zu viele andere Verpflichtungen, die ihnen keine Zeit mehr lassen, sich in Kirche zu enga-

gieren? Haben manche Eltern die Sorge, dass sie mit der Übernahme der Katechet(inn)en-Aufgabe am Ende mit weiteren kirchlichen Ehrenämtern überhäuft werden? Ist die Elternsituation zum Beispiel durch Trennungen so, dass man sich nicht mehr in der Lage sieht, Vorbildfunktionen zu übernehmen? Halten sich Eltern für selbst so inkompetent in religiösen Fragen, dass sie Angst davor haben, vor anderen Leuten und auch gegenüber den eigenen Kindern „aufzufallen“? Halten Eltern selbst gar nichts mehr von diesem Glauben und dieser Kirche und „machen sowieso nur das Nötigste mit“, damit das Kind sein Fest „kriegt“? Welche Rolle spielen die Väter, die in vielen Fällen, die religiöse Erziehung allein der Mutter überlassen?

## 2. Aus-Wege

Aufgrund der oben genannten Problematik probierten wir folgende Aus-Wegversuche:

### 2.1. Stärkung der Elternrolle

Zu Beginn laden wir die Eltern des betreffenden Jahrganges schriftlich zu einem Informationsabend in der jeweiligen Gemeinde ein. Dort erhalten sie nicht nur eine Übersicht über die Inhalte und Abläufe, sondern auch eine Erläuterung unseres Verständnisses der unterschiedlichen Rollenverteilung aller am Prozess Beteiligten. Ziel ist es, den Eltern ihre ureigenste Aufgabe als Ersterzieher im Glauben in Erinnerung zu rufen und ihnen ihren unverzichtbaren Part neu „anzuvertrauen“. Eltern haben dabei ein feines Gespür, ob auf sie Aufgaben „abgewälzt“ werden sollen, oder ob man sie als religiöse Ersterzieher wirklich wertschätzt. Wenn man Eltern dann aufzeigt, dass man sie von Seiten der Gemeinde dabei nicht alleine lässt, sondern sie begleitet, fördert und unterstützt, spürt man, dass bei Eltern ein Denkprozess einsetzt, der etwas mit elterlicher „Selbst-Findung“ im religiösen

Sinne zu tun hat. Der Informationsabend findet bereits vor den Sommerferien statt, und beinhaltet bewusst noch nicht die Anmeldung zur Erstkommunion.

### *2.1.1. Fachliche Zurüstung: Elternabende und „KokiMail“*

Wir entschieden uns, den Familien bei monatlichen Elternabenden jeweils eine selbstentworfenene Zeitung, die „KokiMail“, zukommen zu lassen. In ihr finden sich Artikel zu aktuellen Inhalten des Kirchenjahres mit Aufgabenstellungen, die Eltern gemeinsam mit ihrem Kind behandeln sollen. Viele Eltern empfinden dies als eigene Zurüstung und Hilfe. Kritisch ist festzuhalten, dass leider nicht alle Eltern die KokiMail gemeinsam in der Familie nutzen, sondern sie oft einfach an die Kinder abgeben.

### *2.1.2. „Liturgischer Vorkurs“*

Zwischen den Sommerferien und den Herbstferien findet an vier Wochenenden ein „Liturgischer Vorkurs“ statt. Die eineinhalbstündigen Einführungen, welche in der Kirche Raum finden, richten sich an die Kommunionkinder und Eltern gleichermaßen. Die Erwartung, dass zumindest ein Elternteil dieses Treffen begleitet, hat das Ziel, Inhalte bezüglich des Kirchenraumes, christlicher Symbolik und liturgischer Abläufe zu vermitteln. Denn wie sollen Eltern und ihre Kinder sonntags in der Gemeindemesse die Liturgie mitvollziehen, wenn ihnen die Grundlagen dafür fehlen?

Am Ende des Vorkurses stehen die Anmeldegespräche. Ein Gesprächspunkt ist dabei die Frage nach einer möglichen Katechet(inn)entätigkeit.

### *2.2. Gemeindebezogene Gruppentreffen in der Fastenzeit*

Kann man Eltern trotz oben aufgezeigter Gegenstände als Katechet(inn)en gewinnen?

Unsere Erfahrung sagt, dass es geht, wenn die Tätigkeit in einem zeitlich überschaubaren Rahmen stattfindet, der zudem von hauptamtlicher Seite begleitet wird! Konkret: Die Kinder werden an den Wochenenden der Fastenzeit inhaltlich von Katechet(inn)en in Kleingruppen vorbereitet. Jede Kleingruppe wird in der Regel von zwei Personen geleitet, vorzugsweise von einem/einer Katecheten/in des Vorjahres, zusammen mit einem/einer neuen Katecheten/in. Die Treffen finden in den Räumlichkeiten der jeweiligen Pfarrgemeinde statt, wobei der Beginn gemeinsam mit allen Gruppen stattfindet. Die inhaltliche Einführung obliegt dem verantwortlichen Hauptamtlichen. Danach starten die Kleingruppen auf verschiedene Räume verteilt die eigentliche Arbeitsphase. Die Ergebnisse werden am Ende in der Großgruppe zusammengetragen. Die Gruppen nehmen dann im Anschluss gemeinsam am Gemeindegottesdienst teil, wo eine Vertiefung stattfindet. So können auch die anderen Eltern und die Gemeinde an den Inhalten partizipieren. Das Arbeitsmaterial ist selbst zusammengestellt und wird mit den Katechet(inn)en in der jeweiligen Vorwoche erarbeitet. Die Katechet(inn)en schätzen es, dass ein Hauptamtlicher bei den Treffen die Eröffnung und die Zusammenfassung leitet. Er stellt für sie das Bindeglied zwischen der Gemeinde und den Familien dar und ist zudem Hilfe bei evtl. auftretenden Fragen oder Problemen innerhalb der Gruppe. Die Konzentrierung der Treffen auf einen überschaubaren Zeitraum bewerten auch die Katechet(inn)en als eine Phase, in der die wesentlichen Inhalte ihrer Bezogenheit aufeinander als intensiver als bei gängigen Modellen erlebt werden. Auch sind viele Kinder an Wochenenden nicht von Alltagsanforderungen ermüdet und empfinden deshalb die Treffen nicht als „eine weitere Schulstunde“. Dass Kinder dabei nur punktuell in eine (Gruppen-)Gemeinschaft hineinwachsen, stellt nach unseren Erfahrungen für die Kinder kein Problem dar. Dagegen wurde das abrupte Auseinandergehen der Gruppen nach der Erstkommunion bei Modellen, die wochenlange Treffen beinhalten

teten, früher als viel ernüchternder erlebt. So durften wir die erfreuliche Erfahrung machen, dass sich beim jetzigen Kommunionkurs erstmals mehr Katechet(inn)en angeboten haben, als wir an Gruppen vorgehen hatten!

### 2.3. Flankierende Bausteine

#### 2.3.1. Katechet(inn)en-Einführung und Eröffnungsgottesdienst

Unmittelbar nach den Herbstferien findet ein „Einkehrtag“ für die Katechet(inn)en des neuen Kurses statt. Der verantwortliche Hauptamtliche führt sie dabei in ihre Aufgabe ein (ebenso findet nach der Erstkommunion mit den Katechet(inn)en eine Reflexion und Auswertung statt). Die Katechet(inn)en teilen bei diesem Treffen selbst die Kleingruppen der Kinder ein, denn sie wissen selbst am besten, welche Konstellationen passen. Danach findet in den jeweiligen Gemeinden die „Eröffnungsmesse der Erstkommunionvorbereitung“ statt, zu der die Familien und die Gemeinde eingeladen sind und an deren Ende die Vorstellung der Katechet(inn)en und die Bekanntgabe der Gruppenkonstellationen steht.

#### 2.3.2. „Aktionstage“ zwischen „Liturgischem Vorkurs“ und Fastenzeit

Einmal im Monat werden die Kinder und Katechet(inn)en zu einem gemeinsamen „Aktionstag“ eingeladen. Das Treffen ist von Hauptamtlichen und Helfer(inne)n organisiert. Ein Tag führt die Gruppe zum Marienwallfahrtsort Kevelaer, wo unter anderem die in den Kommunionkinder-Familien zuvor selbst erstellten Rosenkränze erstmals zum Einsatz kommen. Bei einem anderen Treffen wird ein Krippenspiel einstudiert, das die Kommunionkinder am Heilig Abend im Gottesdienst darbieten. Ein weiteres Treffen ist als „Kinder-Bibeltag“ ausgerichtet, zu dem auch die Kinder des zweiten Schuljahres eingeladen werden. Da diese im darauf folgenden Jahrgang selbst zur Kommunion

geführt werden, können sie auf diesem Weg schon in die Vorbereitung „hineinschnuppern“. Außerdem findet eine Exkursion ins „Heilig Land Stichting-Bibel-Freilichtmuseum“ in Nimwegen statt, wo die Kinder eine Vorstellung biblischer Stätten vor Augen geführt bekommen. Daneben steht es den Katechet(inn)en frei, sich mit ihren Kleingruppen und evtl. mit den Eltern „privat“ zu treffen, in der Hoffnung, dass sich daraus ggf. Familienkreise bilden.

#### 2.3.3. Kar- und Ostertage

Die Kar- und Osterliturgie wird mit dem Palmsonntag beginnend kindgerecht gestaltet und lädt die Familien ein, sich intensiv auf das Osterfest innerhalb der Gemeinde vorzubereiten.

#### 2.3.4. Taufenerneuungsfeier

Positiv angenommen wurde die Verlegung der Taufenerneuungsfeier auf den Vorabend des Erstkommuniontages. Die Taufenerneuerung, sonst Bestandteil der Erstkommunionfeier, erhält so einen ganz eigenen Stellenwert und wird zwischen Vorbereitungsstress und Festtag als „Ruhepol“ geschätzt. Die Taufkerzen der Kinder werden hier verwendet. Sie sind auch am Festtag die „Kommunionkerzen“.

#### 2.3.5. Väter-Kind-Fahrt

Nach der Erstkommunion bieten wir den Kommunionkindern und ihren Vätern eine mehrtägige Fahrt in eine Jugendherberge an. Ziel ist es, dass Väter ihre Rolle als Glaubensbegleiter ihres Kindes neu entdecken und gemeinsam mit anderen leben.

#### 2.3.6. „Initiative Kommunion zur Firmung“

Nach der Kommunion erleben leider viele Gemeinden, dass sie etliche Kinder und

Familien nicht wiedersehen. Seit eine Gruppe von Ehrenamtlichen unter dem Namen „Initiative Kommunion zur Firmung“ viermal im Jahr ein inhaltliches Angebot anbietet und die ehemaligen Jahrgänge dazu anschreibt, kann zu deutlich mehr Kindern Kontakt gehalten werden. Wunsch ist es, viele davon auch zum Sakrament der Firmung führen zu können.

### 3. Zum Abschluss: Mut zum Ausprobieren!

Dieses Modell ist wie man sich denken kann, nicht über Nacht entstanden. Nach den bisherigen Erfahrungen ist es ein vorläufiges Ergebnis. Nicht selten haben wir uns im Pastoralteam die Frage gestellt, ob wir für diesen „Aufwand“ überhaupt die Zeit und Kraft haben. Und ob ein solches Modell überhaupt auf Dauer überlebensfähig ist, wenn immer mehr Gemeinden zusammengelegt werden müssen und der personelle Notstand fortschreitet, ist fraglich. Antworten und Patentrezepte wissen wir nicht. Ob es auch auf andere Gemeinden übertragbar ist, lässt sich vielleicht ganz gut mit einem für meine Arbeit wichtig gewordenen Satz der Leiterin des Wuppertaler Tanztheaters, Pina Bausch, beantworten: „Das kann man so nicht sagen, das muss man ausprobieren.“ Nur Mut!

---

Josef Herberg

## Was macht die Familie?

### Lesefrüchte zu *dem* Zukunftsthema unserer Gesellschaft

---

Welchen Stellenwert hat die Familie in den Veränderungsprozessen der Gegenwart? Dass bei diesem Thema gesellschaftlicher und staatlicher Handlungsbedarf besteht, der angesichts der ökonomischen und politischen Stagnation der letzten Jahre häufig verbal behauptet, aber praktisch kaum umgesetzt wurde, liest man täglich in der Zeitung. In welchem Maße von den Veränderungen der Familienwirklichkeit auch das kirchliche Handeln berührt wird, wird m.E. im pastoralen Alltag häufig zu gering bewertet. Doch sollten die für das Handeln der Kirche in allen „Sparten“ und auf allen Ebenen Verantwortlichen – ebenso wie die im politischen Leben Verantwortlichen – ihre Aufmerksamkeit auf die Themen lenken, die für die Zukunft der Familien wichtig sind: Um der Kinder und ihrer Familien willen, um der Zukunftsfähigkeit unserer Gesellschaft und – nicht zuletzt – um der Kirche selber willen.

Bereits im Jahre 2000 erschien die umfangreiche Festschrift zum 70. Geburtstag des Familienpolitikers und Familienwissenschaftlers Max Wingen: *Familienwissenschaftliche und familienpolitische Signale* (Hg. von Bernhard Jans, André Habisch und Erich Stutzer, Grafschaft 2000). Das Buch stellt mit seinen 62 Aufsätzen eine Summe gegenwärtiger Ideen und Entwürfe für Gesellschaftspolitik, Familienpolitik und Familienbildung dar. Insgesamt wollen die Beiträge zu einem gesellschaftlichen Klima und einer finanzpolitisch greifbaren Wirklichkeit beitragen, in dem wieder mehr junge Paare ihrem Wunsch, mit (mehreren) Kin-



dern zu leben, in ihrer sehr differenzierten und oft anstrengenden Lebenswirklichkeit realisieren können. Bei allem Vorbehalt gegen Festschriften muss man zu dem Urteil kommen, dass es die Herausgeber in diesem Fall geschafft haben, die knappen und lesbaren Beiträge so zu ordnen, dass, in sechs Kapitel gegliedert, ein Ganzes entstand: Es geht um gesellschaftliche Grundlagen der Familienpolitik – Förderung und Entlastung von Familien – Anerkennung und Unterstützung elterlicher Erziehungsleistungen – Familie und Bevölkerung – Familie und Interessenvertretung – Familienpolitik international. Die Fundgrube für familienrelevante Themen und Thesen der Gegenwart enthält beschreibende und analysierende wie auch Texte, in denen Forderungen erhoben werden, um bestimmte politisch und gesellschaftlich erwünschte Wirkungen zu erreichen; ebenso bietet der Band einiges pastoral Relevante, das die Kirchen auf den Abstand hinweist, der zwischen einer manchmal beschönigenden Familienrhetorik und einem konsequent familienbezogenen Handeln besteht. Der in der Festschrift Geehrte hat darüber hinaus in einer Aufsatzsammlung – der in drei Jahrzehnten dritten umfangreichen Monographie zur Familienpolitik aus seiner Feder – Positionen zur Familienpolitik formuliert. (M. Wingen: Familienpolitische Denkanstöße – sieben Abhandlungen. Graftschaft 2001, 291).

Der inzwischen zu einer parteiübergreifenden Konsensformel gewordenen *Vereinbarkeit von Familienarbeit und Berufsarbeit für Mütter und Väter* kommt der Stellenwert eines gemeinsamen Nenners aller Texte von Wingen sowie der Beiträge zu seiner Festschrift zu. Die bloße Formel hilft allerdings niemandem, wenn sie bloß gebetsmühlenartig auf Parteitagen und in Leitartikeln wiederholt wird. Sie bildet ein politisches und gesellschaftliches Realziel, das auf lange Sicht nicht ohne Kompromisse erreichbar sein wird, auf dessen Realisierung hin zu arbeiten aber für Gesellschaft, Wirtschaft und Kirche von allerhöchster Dringlichkeit ist. Max Wingen legt dabei Wert darauf, dass es einen Unterschied bedeutet, ob diese For-

derung auf die Gleichzeitigkeit von Familien- und Berufsarbeit oder auf eine Lebensperspektive für beide Eltern hinausläuft. Denn in der Planung des beruflichen und familiären Lebenslaufes muss es Eltern möglich gemacht werden, dass Mutter oder Vater zeitweise den Schwerpunkt Familienarbeit (ohne außerhäusliche Erwerbstätigkeit) für sich wählen und trotzdem nach einigen Jahren wieder in eine qualifizierte Berufstätigkeit eintreten können. Und auch diese Lebensplanung kann nicht der privaten Initiative überlassen bleiben, sondern muss durch politische Gestaltung unterstützt werden. Sonst bleibt *Wahlfreiheit zwischen Familien- und Berufsarbeit* eine heuchlerische Floskel.

Einige Texte der Festschrift seien herausgegriffen, die im Hinblick auf Grundlagenfragen und auf kirchliche Dimensionen der Familie für den Leserkreis dieser Zeitschrift wichtig sein dürften.

H. J. Helle (Soziologe in München) befasst sich mit der außerfamilialen Betreuung nicht-sprachfähiger Kinder (*Infanten*, also Säuglinge) in modernen Gesellschaften und kommt zu dem Schluss, dass die Fremdbetreuung von ganz jungen Kindern langfristige Folgen für die soziale Stabilität und Fremden-Freundlichkeit einer Gesellschaft hat. Denn das *soziale Ich* ist an die ursprüngliche Einheit des Kindes mit einer verlässlichen Betreuungsperson (meist Mutter oder Vater) gebunden. Entsteht in der vorsprachlichen Phase des Lebens keine ursprüngliche Identität und Intimität (mit Mutter und Vater), so bleibt der Mensch sein Leben lang auf der Suche nach dem Eigenen und Gleichen und kann sich auf Fremdes und Fremdheit nicht einlassen.

Umfassende gesellschaftliche Veränderungen haben nach Kurt Lüscher (Soziologe in Konstanz) die „soziale Ökologie der Familie und namentlich des Aufwachsens“ (der Kinder) in den letzten Jahrzehnten beeinflusst: die Emanzipation der Frauen, die Veränderungen des Wirtschaftslebens, der Wandel menschlicher Kommunikation. Im Rahmen dieser Veränderungen kommt es

darauf an, auf die Kinder bezogene Verlässlichkeit herzustellen und immer wieder neu zu konstituieren. Diese Verlässlichkeit ist etwas anderes als die (traditionelle) Haltung der Treue, da sie mehr als diese die Veränderlichkeit der Lebensbedingungen in der Moderne im Blick hat und operational auf den gesellschaftlichen Wandel reagiert! (FS, 54–55)

E. Jünemann (Theologin in Paderborn) beschreibt Familienarbeit als eigenes Tätigkeitsfeld, zu dem kirchliche Bildungsarbeit einen Beitrag zu leisten habe. Ihr Auftrag besteht darin, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen und Männer in freier Wahl zu ermöglichen. Durch Wertevermittlung in der Bildungsarbeit und durch gesellschaftspolitische Intervention habe die Kirche ihren Einfluss zu Gunsten der Mütter und Väter zur Geltung zu bringen. Die Autorin fächert die durch gesellschaftliche Intervention und Wertevermittlung den Müttern und Vätern zu eröffnenden Optionen in den Tätigkeitsfeldern Familie und Beruf folgendermaßen auf:

1. *Familie und Beruf* als Option für beide Eltern ist durch familienkompatible Arbeitsorganisation zu stärken.
2. *Familie statt Beruf*: gesellschaftliche Anerkennung und Finanzierung der Familienarbeit als dringliche Aufgabe.
3. *Familie als Beruf*: Familienarbeit ist als tragfähiges lebenslanges Berufsbild zu entwickeln.

A. Habisch geht von der ordnungspolitischen Aussage aus, dass der Staat nicht selber als Wirtschaftsagent auftreten soll, sondern lediglich die Rahmenbedingungen für wirtschaftliches Handeln setzt, und kritisiert die bisherige Familienpolitik als interventionistisch; denn der Staat habe direkte Leistungen für die Familien bewirkt, statt durch die Vermittlung des Systems Gesellschaft zu handeln. Familienpolitik, so der Eichstätter Sozialethiker, muss Kinderpolitik sein mit dem Ziel, elterliche Zuwendung zum Kind in größtmöglichem Umfang zu ermöglichen (FS, 94).

H. Lampert (Volkswirtschaftslehrer in Augsburg) fordert als unverzichtbares Ziel,

auf Grund des hohen wirtschaftlichen Wertes der Familienarbeit die staatlichen Leistungen für die Familien im Sinne eines Familienleistungsausgleichs merklich zu erhöhen (FS, 68). In dieselbe Richtung zielt H. G. Krüsselberg (Professor für Wirtschaftspolitik in Marburg), wenn er fordert, nachdrücklicher als bisher der Frage nachzugehen, wie hoch der Beitrag ist, den Familien definitiv zur Steigerung der volkswirtschaftlichen Produktivität leisten (FS, 87). Der Kölner Professor für Sozialpolitik J. Zerche plädiert in diesem Zusammenhang für die Einführung eines Erziehungsgehaltes, damit Familie „ihrer Rolle als wichtiger Leistungsträger in der Gesellschaft wieder in höherem Maße gerecht werden kann“ (FS, 153).

F. X. Kaufmann (Soziologe in Bielefeld) geht auf die Leistung Wingens für die Entwicklung der Familienpolitik seit den sechziger Jahren ein. „Mit dem Konzept der strukturellen Rücksichtslosigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber den Familien“ hat die Familienberichtscommission 1994 eine vor allem in der Gesellschaftstheorie Niklas Luhmanns angelegte Vorstellung der strukturellen Indifferenz gesellschaftlicher Teilsysteme gegenüber ihrer Umwelt übernommen (FS, 47), was übrigens, wie M. Wingen (Wingen, 149) betont, auf Initiative Kaufmanns geschah. „Der familienpolitische Auftrag“, so Kaufmann weiter, „rührt also nicht aus einer besonderen Förderungswürdigkeit der Familien, sondern aus ihrer relativen Benachteiligung gegenüber denjenigen Menschen, die keine familialen Pflichten zu erfüllen haben und daher im Erwerbsleben und anderswo erheblich günstigere Teilhabe- und Karrierechancen haben.“ (FS, 47)

Max Wingen, dem die Beiträge der großen Festschrift gewidmet sind, hat sich im Laufe der Jahre immer wieder in seinen Veröffentlichungen und Kommissionsarbeiten mit Bevölkerungspolitik sowie insbesondere mit den Zusammenhängen zwischen Familien- und Bevölkerungspolitik befasst, so auch im zentralen Text seiner Aufsatzsammlung *Familienpolitische Denkanstöße*. Dabei ist es ihm ein seit Jahren immer wiederholtes An-

liegen, zwischen aktiver Bevölkerungspolitik, die in der aktuellen Lage auf eine Steigerung der Geburtenziffer aus ist, und einer „bevölkerungsbewussten Familienpolitik“ zu unterscheiden, die darauf setzt, die Rahmenbedingungen dafür zu schaffen, dass Eltern ihre eigenverantwortlichen Entscheidungen im Hinblick auf die Zahl ihrer Kinder und den Abstand zwischen den Geburten der Kinder „im Rahmen ihrer individuellen Lebensentwürfe“ (Wingen, 160) zu realisieren. Solche Familienpolitik sollte aber die „demographischen Neben- oder Sekundärwirkungen“ (Wingen, 161) im Gesamtkonzept einkalkulieren und für Rahmenbedingungen Sorge tragen, in denen „junge Menschen ihre Kinderwünsche realisieren können“, ohne gegenüber ihren kinderlosen Altersgenossen „erhebliche Nachteile in Kauf nehmen zu müssen“ (Wingen, 164). Neben finanzpolitischen, einkommenspolitischen, renten- und versicherungsspezifischen Bedingungen für Familien mit Kindern (Wingen, 182) geht es dabei für Wingen zentral um die lebensperspektivische Vereinbarkeit von Familien- und Berufstätigkeit (Wingen, 176–180) und um die nicht zu vernachlässigende Werte-Bildung in dem Sinne, dass Selbstverwirklichungswerte und Familienwerte als aufeinander bezogen und nicht als konkurrierend erlebt und öffentlich dargestellt werden. Diese letzte Komponente stellt keine vor allem staatliche, sondern eine gesellschaftliche Aufgabe dar, zu der alle „Träger von Wertsetzungen in besonderer Weise herausgefordert“ (Wingen, 183) sind. Der Autor schließt diese Überlegungen indessen mit einer eher pessimistischen Einschätzung zur Realisierung eines solchen integralen und langfristig angelegten Ansatzes einer familienorientierten Gesellschaftspolitik ab, weil sich die großen politischen Gruppierungen dabei mit Blick auf die Wahlchancen gegenseitig blockieren. „Je länger dies aber in einer für den Lebensalltag insbesondere junger Familien und für die Entwicklung der Gesamtgesellschaft gleichermaßen so elementaren Frage der Fall ist, nimmt ein freiheitlich-demokratisches Gemeinwesen dauerhaft Schaden.“ (Wingen, 186).

Im unmittelbar kirchlichen Zusammenhang ist es von hohem Interesse, wie sehr sich seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Familiengründung, Kinderzahl, Kinderlosigkeit sowie die Zahl der kinderreichen Familien entwickelt haben. Zugleich haben sich, wie M. Ebertz (Sozialwissenschaftler und Pastoralsoziologe in Freiburg) in seinem Festschriftbeitrag ausführt, die familienpastoralen Erwartungen in den Pfarrgemeinden nicht im selben Maße verändert bzw. sich nicht diesen Veränderungen angepasst. Dadurch entstehen bei den hauptamtlichen und ehrenamtlichen Agenten der Pastoral vermeidbare Frustrationen. Kräfte werden für bestimmte Ziele oder Projekte in einem Maße eingesetzt, das sich zumindest im Vergleich zu den damals erzielbaren Möglichkeiten nicht mehr „lohnt“. Diese Kräfte fehlen möglicherweise auf anderen Feldern kirchlichen Handelns, die einen größeren Ertrag im Hinblick auf die Zukunftsfähigkeit der Kirche und im Hinblick auf die Kirchenzufriedenheit der Mitglieder / respektive die Nutzer pastoraler Angebote versprechen. Ebertz vermutet wegen der gesellschaftlichen und demographischen Entwicklungen, dass die traditionelle Koalition zwischen Kirche und Familie ein „Auslaufmodell“ sei. Daraus ergibt sich für ihn die Forderung, dass die Kirche bei anhaltender Sorge um Kinder, Jugendliche und Familie (nicht zuletzt bei den kirchlichen Handlungen zu den Lebenswenden) anderen, a-familialen Lebensformen eine größere Aufmerksamkeit als bisher zuwenden solle, zumal im privaten Verhalten der Ehegatten zueinander und zwischen Eltern und Kindern religiöse Einstellungen und Rituale eine deutlich geringere Rolle spielen als noch vor zwei Jahrzehnten. Aus diesen Überlegungen ergibt sich: Wenn die Erstbegegnung der Kinder mit dem christlichen Glauben und seiner religiösen Praxis in den Familien zunehmend ausfällt und da dieser Prozess sich rasant beschleunigt, muss die Kirche:

- bei allen Eltern einen Vertrauensbildungsprozess in Gang setzen, u. a. indem sie sich auf allen gesellschaftlichen und poli-

tischen Ebenen für ihre Lebens-Interessen einsetzt;

- zugleich ist sie verpflichtet, den Eltern, die (noch) ihre Kinder zum Mitleben mit der Kirche hinführen, größtmögliche Unterstützung und eigene Handlungsmöglichkeiten in den Pfarrgemeinden und an anderen Orten zu bieten;
- schließlich müssen sich Kirche und Gemeinde (vielleicht auch in Verbindung mit Elementen des Religionsunterrichtes und der Schulseelsorge) um Gelegenheiten mühen, Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit der Geschichte Gottes und mit Modellen gelebter Menschengeschichte mit Gott in Verbindung zu bringen.

Über die unmittelbar familienpolitischen und -pastoralen Konsequenzen hinaus ergeben sich aus den Forschungen von Max Wingen wie aus den Beiträgen seiner Kollegen und Freunde weitere, demographische Daten, welche den Kirchen und ihren Agenten auf allen Ebenen in naher Zukunft zu schaffen machen werden: Die aus demographischen Langzeitentwicklungen und familien- und bevölkerungspolitischen Versäumnissen der letzten Jahrzehnte sich ergebenden Fakten des Kindermangels und der Umkehrung der Bevölkerungspyramide verlangen nicht nur den Versicherungssystemen, sondern auch dem diakonischen, pastoralen und finanziellen Handeln der Kirchen Veränderungen ab, die jetzt zu planen sind.

Thomas Kroll

## In der Mitte des Lebens

### Stephen Daldrys poetische Meditation *The Hours* - Von Ewigkeit zu Ewigkeit

Warum schreiben Menschen Bücher, warum drehen sie Filme? Eine mögliche Antwort: Sie wollen wie Augustinus mit seinen *Confessiones* ihr Leben nicht nur vor Gott „im stillen Jubel unter Zittern und in stiller Trauer unter Hoffnung“ (X 4,6) darlegen, sondern andere Menschen in ihre Betrachtungen, Reflexionen und Fragen mit einbeziehen. Wer bin ich? Wie lebe ich? Was macht mein Leben lebenswert? Für wen lebe ich? Wer prägt meine Tage, was meine Stunden? Das sind einige der Fragen, die *The Hours - Von Ewigkeit zu Ewigkeit* dem Kinopublikum stellt.

Der deutsche Verleihtitel klingt verlockend, nicht zuletzt in den Ohren von Theologinnen und Theologen. Er mag Gedanken wecken an die *Liturgia Horarum*, vielleicht auch Erinnerungen an Vorlesungsstunden zum Dogmatik-Traktat Eschatologie. Von Gott, dies gleich vorweg, ist in Stephen Daldrys Film nicht die Rede. Dennoch lohnt es, *The Hours - Von Ewigkeit zu Ewigkeit* im Kino zu erleben. Denn der Film handelt von der Kostbarkeit des Lebens und von der schmerzhaften Flüchtigkeit der Zeit.

### Drei Frauen zwischen Raum und Zeit

*The Hours - Von Ewigkeit zu Ewigkeit* beginnt mit einer Großaufnahme der düsteren Wasseroberfläche des englischen Flusses Ouse, in dem sich Virginia Woolf 1941 ertränkte. Langsam weitet sich der Blick,

folgt den endlos strömenden Wassermassen. Nichts ist zu hören außer dem Rauschen des Wassers, das lauter und lauter wird. Dann sieht man eine Frau – am Schreibtisch, auf dem Weg, im Wasser – und hört ihre Worte: „Liebster, ich fühle deutlich, dass ich wieder verrückt werde. Ich glaube, wir ertragen eine so schreckliche Zeit nicht noch einmal. Und diesmal werde ich nicht wieder gesund werden. Ich höre Stimmen und ich kann mich nicht konzentrieren. ... Ich kann Dein Leben nicht länger ruinieren. Ich glaube nicht, dass zwei Menschen glücklicher hätten sein können, als wir gewesen sind. Virginia.“<sup>1</sup>

Liebe und Tod – nach wenigen Minuten sind die Kardinalthemen des Kinos etabliert. Der gebildete Prolog, die Worte des Abschiedsbriefes und die Bilder der Selbsttötung spannen den existenziell-ernsten Horizont auf, vor dem sodann drei Handlungsstränge parallel geführt werden. Im Mittelpunkt von *The Hours – Von Ewigkeit zu Ewigkeit* steht das Fühlen, Denken und Handeln, das Sprechen, Schreiben und Lesen von drei Frauen. Virginia Woolf, Laura Brown und Clarissa Vaughan leben an drei unterschiedlichen Orten zu drei verschiedenen Zeiten. Drei Geschichten, drei Schicksale, drei Welten – verbunden durch eine virtuose Montage. Darüber hinaus dient Mrs. Dalloway, die Hauptfigur in Virginia Woolfs gleichnamigem Roman, als Bezugspunkt für die drei Erzählstränge.

In Richmond, einem Londoner Vorort, kämpft Virginia Woolf 1923 mit ihrer Depression und Kopfschmerz, mit Banalitäten wie Frühstück und Anweisungen für Hausangestellte, nicht zuletzt mit der Abgeschlossenheit vom inspirierenden, Gesellschafts- und Kulturleben der Metropole. Ferner ringt sie um die Anfangssätze ihres neuen Romans. Der beginnt schließlich mit den Worten: „Mrs. Dalloway said she would buy the flowers herself.“<sup>2</sup> Im Laufe des Films wird man in die weitere Genese des Romans eingeweiht. Dabei fallen Sätze wie: „Es muss einer sterben, damit wir anderen das Leben wieder mehr schätzen.“ Leben und Tod. In Bildern vom Umgang mit einem sterbenden Vogel ist die Thematik ebenso präsent wie

im dramatischen Dialog zwischen den Eheleuten. Als Leonard Woolf seine Frau bei einem Ausreißversuch am Bahnhof findet, gesteht ihm die kranke Schriftstellerin: „Ich entscheide mich gegen die Vorstädte und ihre erstickende Betäubung. Ich wähle den ungeheuren Schock der Hauptstadt, das ist meine Entscheidung. Auch der niedrigsten, der unbedeutendsten Patientin wird irgendwann ein gewisses Mitspracherecht bei ihrer Behandlung zugestanden. Darüber definiert sich ihr Menschsein. Ich wünsche mir um deinetwillen in dieser Abgeschlossenheit mein Glück finden zu können. Aber wenn ich nun sagen müsste, entweder Richmond oder der Tod, sagte ich der Tod.“

Im Los Angeles des Jahres 1952 erwacht Laura Brown an einem sonnigen Morgen und wünscht sich, im Bett bleiben und lesen zu können. Den Geburtstag ihres Gatten hat sie verdrängt. In Virginia Woolfs Roman *Mrs. Dalloway* entdeckt sie zunehmend sich selbst; wie in einem Spiegel erkennt sie ihr wunschloses Unglück in den Tagträumen der Titelfigur. Später bemüht sie sich, einen Geburtstagskuchen zu backen, um abends ihren Mann doch noch mit einer kleinen Geburtstagsparty zu erfreuen. Zuvor aber flieht sie für eine Zeitlang in ein Hotelzimmer, um ungestört lesen zu können. Ihren Sohn Richie lässt sie bei einer Nachbarin zurück, was weitreichende Folgen nach sich zieht.

Im New York der Gegenwart schließlich bereitet die lesbische Verlagslektorin Clarissa Vaughan eine Party vor. Richard, ihr langjähriger Freund und ehemaliger Geliebter, soll mit einem bedeutenden Literaturpreis geehrt werden. Die Tage des aidskranken Dichters sind gezählt, der Clarissa seit jeher Mrs. Dalloway nennt: „Oh, Mrs. Dalloway, immerzu feierst du Parties, damit du die Stille nicht hörst.“ Bevor Clarissa den Mann aufsucht, den sie im Grunde immer noch liebt, beschließt sie, zunächst einmal die Blumen für das Fest zu kaufen. Im Laufe der weiteren Vorbereitungen taucht plötzlich Richards Ex-Lover Louis auf, ihr ehemaliger Konkurrent. Nicht nur diese Begegnung führt dazu, dass Clarissas Aktionismus

unterbrochen und ihre Lebensweise grundsätzlich in Frage gestellt wird.

## Literarische Vorlagen und filmische Umsetzung

*The Hours* – *Von Ewigkeit zu Ewigkeit* basiert auf einem Drehbuch von David Hare, das wiederum auf den 1998 erschienenen Roman *Die Stunden* von Michael Cunningham zurückgeht. Hare übernimmt weitgehend die Struktur der vielfach prämierten Romanvorlage<sup>3</sup> und fügt ihr einen Epilog hinzu. Häufiger noch als Cunningham wechseln Hare und Daldry mit ungezwungener Selbstverständlichkeit Raum und Zeit. Vor allem am Beginn des Films, nach der Eingangsequenz machen sie reichlich Gebrauch von dieser Form der Grenzüberschreitung. Ein Augenschmaus! „Die drei Frauen stehen gleichzeitig auf, nur dass in Los Angeles gelbe, in New York rote und in Richmond, Sussex blaue Blumen den Tisch zieren. Dann beugt Virginia Woolf ihr Gesicht zum Waschbecken, und im Gegenchnitt blickt Clarissa Vaughan in den Badezimmerespiegel.“<sup>4</sup> Wenn Virginia Woolf in England den Beginn ihres Romans formuliert, ist man innerhalb weniger Sekunden bei Laura Brown an der amerikanischen Westküste, die ebendies liest, und schließlich beim modernen Spiegelbild der Woolfschen Romanfigur, die ihrer Lebensgefährtin erklärt: „Sally, ich denke, ich werde die Blumen selbst kaufen.“

Auf solch spielerische und mitunter überraschende Weise werden im Film Bezüge hergestellt und Parallelen unterstrichen. Überdies wird der Verdacht genährt, dass ein geheimes Band die Hauptfiguren trotz der Unterschiede und Distanzen miteinander verbindet, dass ein flächendeckendes unterirdisches Geäst von Wasseradern deren Lebenswelten, Lebensentwürfe und Lebensbemühungen durchzieht.

Daldrys Film- und Cunninghams Roman-titel spielen auf Virginia Woolfs zeitweiligen Arbeitstitel für *Mrs. Dalloway* an.<sup>5</sup> „Im Sinne von Virginia Woolf“, begründet Cunnig-

ham seine Titelwahl, „gibt es keine belanglose Stunde, nicht eine einzige! Oft, wenn wir in großen Momenten – in den sogenannten ‚bedeutungsvollen Stunden‘ – nach dem Sinn suchen, verpassen wir die wirklich wichtigen Dinge“<sup>6</sup>.

In seinem Roman *The Hours* versucht Michael Cunningham überdies, Virginia Woolfs Erzählweise zu imitieren. Für den gleichnamigen Film bedeutet dies eine besondere Herausforderung, zumal auf den Einsatz einer Erzählstimme verzichtet wird. Neben der kunstvollen Montage, die den Fluss der Handlung unterstützt und das Ineinanderfließen der verschiedenen Erzählstränge bewirkt, neben einigen szenischen Veränderungen und Ergänzungen – nur beim Film wird man zu Zeugen einer kurzen Lebensbeichte – verlässt sich der britische Regisseur vor allem auf das schauspielerische Können seiner Darstellerinnen, um Sehnsucht und Schmerz der Figuren erfahrbar zu machen. Hier liegt die große Stärke des Films. (Im Gegenzug mag man einige der mitunter küchenphilosophischen Dia- und Monologe durchaus kritisieren.)

In solchen Momenten kommt das Medium Film zu sich selbst: Es lässt sehen, zeigt, was ist, vermittelt Einblicke ohne Worte. Einmal wechselt der perfekt inszenierte und von Philipp Glass' Musik fortwährend unterspülte Film ins Surreale. Als Laura Brown im Hotelzimmer liegt, in die Lektüre des Romans vertieft, tauchen rings um ihr Bett herum plötzlich Wassermassen auf. Der Regieeinfall ist zwar nicht neu, man kennt ihn aus Lasse Hallströms Romanverfilmung *Schiffsmeldungen*. Doch wird in *The Hours – Von Ewigkeit zu Ewigkeit* mit dem symbolischen Element des Unbewussten zunächst an die Schreibweise Virginia Woolfs erinnert, an die sogenannte Technik des *stream of consciousness*. Wasser gilt als deren metaphorischer Gefährte. Dann kommt zum Ausdruck, dass die suizidale Hausfrau im Blick auf Mrs. Dalloway und auf ihr eigenes Leben spürt, wie das Wasser steigt, das Virginia Woolf zeitlebens bis zum Halse stand. Schließlich wird man an die Bilder des Prologs erinnert und auf den Epilog eingestimmt.

## Falscher Trost und wahres Leben

Am Ende des Films greift Stephen Daldry die Bilder des Anfangs wieder auf, fügt ihnen aber andere Worte bei. Man wird bedenken müssen: Wenn Virginia Woolf „ins Wasser geht, weil sie die dunkle Seite ihrer Psyche nicht besiegen kann, dann hat sie viele fiktive Leben gelebt, auch das gefährlichste, jenes, das ganz in der Sprache wohnen wollte – bis sich der quellende Bewusstseinsstrom in ein quälendes Stimmengewirr aufzulösen begann“<sup>47</sup> (A. Stäheli). Depression und Wahnsinn hätte Daldry abschließend eindrücklicher vermitteln, dem Publikum zu Ohren kommen lassen und vor Augen führen können. Ende.

Stattdessen sucht der Film den Trost der stimmigen Form. Die Wiederholung der Bilder fördert den Eindruck von Ganzheit, den Eindruck einer *runden* Geschichte. Davon kann angesichts des Freitodes von Virginia Woolf jedoch keine Rede sein. Daldry und Hare unterliegen der Versuchung, durch fiktive Schlussworte aus dem Off, das Kinopublikum schonen und, wie seinerzeit Virginia Woolf mit Abschiedsbriefen ihren Mann und ihre Schwester, ein wenig trösten zu wollen. Dem bedrückenden Geschehen auf der Leinwand wird durch letzte Worte Sinn beigegeben, den Zuschauerinnen und Zuschauern eine Botschaft suggeriert und im Hinblick auf den deutschen Verleihtitel eine weitere Bedeutungsnuance angeboten: „Lieber Leonard, dem Leben ins Gesicht zu sehen, immer dem Leben ins Gesicht zu sehen und es als das zu erkennen, was es wirklich ist, es endlich als das zu erkennen und zu lieben, was es ist und es dann fort zu geben. Leonard, auf ewig die Jahre zwischen uns, auf ewig die Jahre, auf ewig die Liebe, auf ewig die Stunden.“

Man darf bezweifeln, ob Virginia Woolf die finale Predigt gut geheißt hätte. Als Praktischer Theologe wird man die wohlklingenden Schlussworte abwägen, bedenken und ihnen mit Blick auf die letzten Bilder auch widersprechen müssen. Im Wissen um die Depressionen der Schriftstellerin und im Rückgriff auf Henning Luthers Aus-

führungen über die *Lügen der Tröster* sei hervorgehoben: „In Klage und Verzweiflung liegt mehr ehrliche Hoffnung als in Beteuerung von Sinn und Lebensgewissheit. Die Trauer hält die Treue zum Anderen, zum Besseren, zum Ende des Leidens, den die Affirmation des Daseins längst verraten hat. Nur wer klagt, hofft.“<sup>48</sup>

Stephen Daldry, dessen Erstlingsfilm *Billy Elliot – I Will Dance* gerne im Rahmen der Berufungspastoral vorgeführt wird, ist mit *The Hours – Von Ewigkeit zu Ewigkeit* eine wunderbare Hommage an Virginia Woolf gelungen. Sein vielfach prämiertes Zweitling<sup>9</sup> handelt von der (Un-)Möglichkeit der Liebe und von der „Hoffnung auf die Stunden, in denen wir unseren Träumen und Hoffnungen und unserer Vorstellung von uns selbst so nah sind, dass es möglich scheint, eine mehr oder weniger lange Zeit dafür die anderen Stunden, die des Scheiterns zu ertragen.“<sup>10</sup> (P. Wehmann) So gesehen ist *The Hours – Von Ewigkeit zu Ewigkeit* mehr als ein *Frauenfilm*, mehr als ein Film über moderne weibliche Lebens- und Liebesentwürfe: „Jeder kennt sie, diese schrecklich normalen Tage, an denen einfach nichts stimmt. Meistens gehen sie einher mit jener quälenden Gewissheit, dass man lediglich ein Komparse in seinem eigenen Leben ist. Das sind die Tage, an denen man sich nirgendwo zu Hause fühlt, am wenigsten bei sich selbst.“<sup>11</sup> (K.-H. Schäfer) *The Hours – Von Ewigkeit zu Ewigkeit* bringt sowohl Licht- als auch Schattenseiten im Leben von drei Frauen zum Vorschein. Die gewichtigen Themen *Liebe* und *Tod* durchziehen den Film von Beginn an und werden in dessen Verlauf, beim Ringen der Hauptfiguren um Würde und Freiheit angesichts von Verpflichtungen, Verstrickungen und Lebenslügen, entfaltet und vertieft. Ganz nebenbei verdeutlicht der Film, dass unter der Fülle des Lebens (vgl. Joh 10,10) keineswegs eine Sammlung oder Abfolge schöner ekstatischer Momente verstanden werden darf.

Wer sich auf Daldrys Bilder und (Leidens-)Geschichten einlässt, wer bereit ist, den vorgeführten Figuren zu begegnen, in deren Gesichtern zu lesen sowie deren Lebensmü-

und Lebenshunger eine Filmweile lang zu teilen, wird mit einer produktiven Unruhe des Herzens beschenkt. *The Hours - Von Ewigkeit zu Ewigkeit* handelt auch vom Aufbruch aus festgefahrenen Existenzen, nicht zuletzt davon wie Literatur das Leben verändern kann – das der Lesenden und der Schreibenden. In Kino veritas!

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Zitiert nach M. Cunningham: *Die Stunden*. Roman, München 2000, 12f.
- <sup>2</sup> Im Laufe der etwa fünfzehnstündigen Erzählzeit gewährt Virginia Woolf Einblicke in die Erlebnis- und Gedankenwelt vor allem der titelgebenden Hauptfigur. Dazu heißt es in *The Hours - Von Ewigkeit zu Ewigkeit*, der sich auch in dieser Hinsicht an der Woolfschen Vorgabe orientiert: „Das gesamte Leben einer Frau innerhalb eines einzigen Tages. Ein einziger Tag! Und innerhalb dieses einen Tages ihr ganzes Leben.“
- <sup>3</sup> Für *Die Stunden* erhielt Cunningham sowohl den Pulitzerpreis als auch den PEN/Faulkner Award. Von mehreren renommierten US-Zeitungen wurde der Roman überdies zum *Buch des Jahres* gewählt. Sigrid Löffler hingegen, ehemals Mitsreiterin im *Literarischen Quartett*, gab zu verstehen, aus einem zweitklassigen Buch sei ein erstklassiger Film geworden.
- <sup>4</sup> A. Kilb: *Das Wasser des Scheidens fließt, wohin es will*, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 72 vom 26.03.2003, 41.
- <sup>5</sup> *Mrs. Dalloway* spielt im Jahre 1923, wurde 1925 veröffentlicht und gilt als Markstein der modernen Erzählkunst. Man muss den Roman nicht gelesen haben, um *The Hours - Von Ewigkeit zu Ewigkeit* zu verstehen. Doch ist es durchaus von Gewinn, Virginia Woolfs bekanntestes Werk (wieder) zu entdecken und Daldrys Film vor dieser Folie zu betrachten. Vgl. Th. Kroll: *Keine Angst vor Virginia Woolf. Transfigurationen, Variationen, Zitate: „The Hours - Von Ewigkeit zu Ewigkeit“*, in: *film-dienst* 56 (2003) H. 7, 12f.
- <sup>6</sup> Zitiert nach [www.bronline.de/kultur/literatur/lesezeichen/20000227/20000227\\_1.html](http://www.bronline.de/kultur/literatur/lesezeichen/20000227/20000227_1.html) (Abfrage 01.04.2003).
- <sup>7</sup> A. Stäheli: *Wer hat Angst vor Mrs. Dalloway? „The Hours“ - ein literarischer Film von Stephen Daldry*, in: *Neue Zürcher Zeitung* Nr. 50 vom 01. 03. 2003, 61.

- <sup>8</sup> H. Luther: *Die Lügen der Tröster. Das Beunruhigende des Glaubens als Herausforderung für die Seelsorge*, in: *Praktische Theologie* 33 (1998) 163-176; hier: 170.
- <sup>9</sup> *The Hours - Von Ewigkeit zu Ewigkeit* erhielt u. a. zwei Golden Globes – einen als bester Film –, zudem einen, d. h. drei Silberne Bären für das hervorragende Schauspiel der Hauptdarstellerinnen. Der Film war für neun Oscars nominiert, doch erlangte nur Nicole Kidman die ersehnte Trophäe für ihre *hauptdarstellerische Leistung* als Virginia Woolf.
- <sup>10</sup> Zitiert nach [www.papenteich.de/bilb/rezens.html](http://www.papenteich.de/bilb/rezens.html) (Abfrage 20.02.2003).
- <sup>11</sup> K.-H. Schäfer: *Drei Frauen zwischen Raum und Zeit*, in: *Rheinischer Merkur* Nr. 13 vom 27. 03. 2003.



# Ist ein Dialog zwischen Christen und Muslimen möglich?

## 1. Was verbindet und trennt Christen und Muslime?

Der Islam gehört wie das Judentum und Christentum zu den drei großen monotheistischen Weltreligionen. Alle drei führen sich auf Abraham zurück, der nach dem Koran auch das Heiligtum in Mekka, die Ka'ba, gegründet haben soll. Gleichwohl erblickt der Koran den Islam bereits als in der Schöpfung grundgelegt. Der Islam ist die einzige nachbiblische Offenbarungsreligion, was für christliche Theologen ein Problem darstellt, gehen sie doch davon aus, dass mit Jesus Christus die Offenbarung abgeschlossen sei.

### 1.1 Die Rede von Gott

Im christlich-islamischen Dialog wird immer wieder betont, Christen und Muslime glauben an den einen Gott, das verbinde sie. Stimmt das aber, kann man das so undifferenziert behaupten?

„Es gibt keinen Gott außer Allah und Mohammed ist sein Prophet.“ So lautet das muslimische Glaubensbekenntnis, das der Gläubige fünf Mal am Tag spricht. Im Zentrum dieses Gottesglaubens steht die absolute Transzendenz Gottes. Keine der drei monotheistischen Religionen hat so radikal die Souveränität und Einzigkeit Gottes betont wie der Islam. Dieser Gott ist der Schöpfer des Himmels und der Erde, er ist der Schöpfer des Menschen und Herr der Geschichte. Durch die Kraft seines schöpfer-

rischen Wortes ruft er alles ins Dasein. Schöpfung ist wie im Christentum kein einmaliger Akt, er begleitet sie, in jedem Augenblick erschafft er die Welt. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang von göttlicher Allmacht und menschlicher Freiheit, eine Frage, die auch christliche Theologen von Anfang an beschäftigt hat. Die heutige Islamforschung betont auf der einen Seite die menschliche Freiheit, auf der anderen Seite hält sie aber an der göttlichen Vorherbestimmung fest.

Gott wird als der Barmherzige und Mächtige zugleich verstanden, er leitet die Menschen, geht aber nicht auf sie zu, er geht nicht in die Welt ein, die er regiert. Dies wird als „Wegleitung Gottes“ bezeichnet. Hier unterscheiden sich Christentum und Islam erheblich. Nach christlichem (und jüdischem) Verständnis handelt Gott in der Geschichte, er geht auf die Menschen zu, am intensivsten geschah dies in der Menschwerdung des Logos. Er überwindet damit die Distanz zwischen Schöpfer und Geschöpf, Gott kommt als Kind zu uns Menschen und teilt unser menschliches Leben und Leiden.

In unzähligen Versen betet der Koran zu Gott, der ein einziger ist. „Er zeugt nicht und ward nicht gezeugt.“ (112.4), niemand ist ihm ebenbürtig. Wer jedoch dem einen Gott andere Gottheiten beigesellt, ist ein Polytheist und „Gefährte der Hölle“. Diese Aussagen richten sich dezidiert gegen den christlichen Glauben, in dessen Mittelpunkt der dreifaltig eine Gott steht. Dieser existiert in liebender Gemeinschaft, in der Einheit von Vater, Sohn und Heiligem Geist. (Im Koran tritt an die Stelle des Heiligen Geistes Maria!) Sie alle haben teil an dem einen göttlichen Wesen, das sie auf unterschiedliche Weise besitzen. Der dreifaltige Gott ist ein beziehungsreicher, liebender Gott, ein göttliches Wir. Tertullian hat das Geheimnis des beziehungsreichen innergöttlichen Lebens auf die klassische Formel gebracht: „Die drei sind eins, aber nicht einer.“<sup>1</sup> Wenn dieser dreifaltig eine Gott sich auf die Welt und den Menschen hin überschreitet, dann folgt er nicht einer inneren Notwendigkeit, sondern verschenkt

sich aus dem Überschwang der Liebe, die sich verströmen will.

Schließlich ist Gott auch der barmherzige Weltenrichter, der wie im Christentum am Ende der Zeiten die Menschen zur Rechenschaft zieht, keiner wird dem Gericht entgehen. Eine Allversöhnungslehre, wie sie zeitweise im Christentum (s. Origines) vertreten wurde und heute wieder eine große Anhängerschaft hat, ist dem Islam fremd.

## 1.2 Die Propheten

„Glaubt an Gott und an seinen Propheten“, lautet das muslimische Glaubensbekenntnis. Mit dem Propheten ist Mohammed gemeint, der sich als „Diener Gottes“ verstanden hat. Vor ihm gab es bereits Propheten, unter anderem zählt dazu auch Jesus Christus. Ihm wird im Koran eine bedeutsame Rolle zugeordnet, ihm werden auch außerordentliche Fähigkeiten zugesprochen. Doch die Gottessohnschaft und seine Funktion als Erlöser der Menschheit werden ihm aberkannt. Daher konnte Jesus auch nicht am Kreuz sterben. Wenn auch Jesus ein von Gott gesandter Prophet wie alle anderen vor Mohammed war, er wird von Mohammed, dem „Siegel der Propheten“ und damit letzten Propheten, übertroffen. So versteht sich der Islam als letzte Etappe der Prophetengeschichte nach der Verkündigung des Koran durch Mohammed. Dagegen bedeutet für die Christen Jesu Frohe Botschaft von dem mit ihm angebrochenen Reich Gottes das letzte, unüberbietbare Wort Gottes an die Menschen.

## 1.3 Der Mensch

Christen und Muslimen stimmen darin überein, dass der Mensch von Gott geschaffen ist und den höchsten Rang in der Schöpfung einnimmt. Ihm hat er seine Schöpfung anvertraut. Die Schöpfung zeigt für den Muslimen keine Spur eines Mangels. Der Mensch ist nach dem Koran Diener, Knecht, Sklave Gottes, er steht in keinem Kindheitsverhältnis zu Gott; denn dadurch würde die

Distanz zwischen Schöpfer und Geschöpf in Frage gestellt. Er ist auch kein Ebenbild Gottes, wie die Bibel behauptet. So wird Gott konsequent vom Menschen getrennt. Ganz anders im Christentum die Stellung des Menschen Gott gegenüber. Die Menschwerdung Jesu Christi hat uns gezeigt, wie Gott zum Menschen steht, er überwindet die Distanz zwischen Schöpfer und Geschöpf und erweist sich als menschenfreundlicher Gott. Er ist unser Vater und nicht nur unser Herr. Wir aber dürfen seine Kinder sein und sind dazu berufen, an seinem dreifaltigen göttlichen Wesen Anteil zu erhalten. Dieser Gott schließt mit uns Menschen einen Bund, er würdigt uns, seine Bundespartner zu sein, er bindet sich an uns und wir uns an ihn. Im Johannesevangelium wird dieses neue Verhältnis des Menschen zu Gott prägnant umschrieben. „Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Ich habe euch Freunde genannt, weil ich euch alles kundgemacht habe, was ich von meinem Vater gehört habe.“ (Joh 15,15) Kein Muslim würde es wagen, so vertraut, so kindlich mit Gott zu sprechen, ihn Abba, lieber Vater, anzureden, wie es Jesus getan hat. Kein Muslim wagt es daher, Allah als Vater im Gebet anzurufen. Die Kehrseite dieser christlichen Rede von Gott ist, dass es ihm gegenüber kein Frageverbot geben darf, dass der Mensch auch klagend/anklagend vor Gott hintreten kann. Auch die Frage: „Warum lässt Gott uns leiden?“ ist zulässig, daher nimmt die Theodizeefrage im Christentum wie im Judentum eine zentrale Stellung ein, während der Islam diese Frage nicht kennt, da es nicht schicklich ist, solche Fragen an Allah zu stellen. Für einen mitleidende Gott, wie er in der Gestalt Jesu Christi uns entgegentritt, ist im Islam kein Platz. Daher lehnt er auch den Kreuzestod Jesu strikt ab.

## 1.4 Koran und Bibel

Die Grundlage des islamischen Offenbarungsglaubens bildet der Koran, er ist das heilige Buch der Muslime, er enthält die

Botschaft des Propheten, die ihm Wort für Wort vom Erzengel Gabriel eingegeben worden ist. Dieser hat Mohammed den Auftrag erteilt, die göttliche Offenbarung allen Menschen zu verkünden. Gott ist der einzige Autor dieses Buches, es enthält daher unmittelbar Gottes Wort und ist somit vollkommen und unveränderlich. Von daher verbietet sich eine historisch-kritische Analyse dieses Buches. Nur der arabische Text ist verbindlich und enthält die göttliche Offenbarung, er wird in den Koranschulen auswendig gelernt. Somit kommt dem Koran eine absolute Autorität als Gotteswort zu, dem sich jeder Mensch unterwerfen muss, er ist die unfehlbare Quelle der Heilswahrheit. Für das sittliche Handeln der Gläubigen ist er die verbindliche Richtschnur. Ganz anders die christliche Sicht von der schriftlichen Quelle des Offenbarungsglaubens. Die Heilige Schrift ist Gotteswort im Menschenwort. Ungeachtet der Eingebung durch den Heiligen Geist (Inspiration) trägt sie zugleich die jeweilige Handschrift des Autors, der uns oft unbekannt ist. So erhebt die zweigeteilte Bibel nicht den Anspruch, in jeder Hinsicht vollkommen, rein göttlichen Ursprungs zu sein. Ihr Offenbarungscharakter liegt in dem, „was Gott um unseres Heiles willen mitteilen wollte“, wie es das II. Vatikanische Konzil herausgestellt hat.<sup>2</sup> Während im Islam Gott der einzige Autor des Koran ist und Mohammed nur sein Griffel, unterscheidet die Bibel zwischen Gott als dem primären Autor und den verschiedenen Verfassern der biblischen Schriften als sekundären Autoren, deren Eigenständigkeit trotz der göttlichen Eingebungen gewahrt bleibt. Diese Verfassers sind nicht „lebendige Instrumente“ Gottes. So öffnet sich im Christentum ein weites Feld für die verschiedensten Methoden zur Erforschung der Heiligen Schriften.

### 1.5 Das Ziel der Geschichte

Das Ziel der Geschichte ist für den Islam die gesamte Menschheit, geeint unter dem Banner des Propheten. Der universale Friede in einem islamischen Staat wird dann herbei-

geführt, wenn alle Ungläubigen (= Nichtmuslime) sich zum Islam bekehrt oder zumindest sich ihm unterworfen haben. Für dieses Ziel müssen die Muslime kämpfen (8. Sure, Vers 40) So lange der Islam nicht die ganze Welt beherrscht, bleibt der „heilige Krieg“ ein Dauerzustand. Nicht eindeutig lässt sich die Frage beantworten, ob der heilige Krieg zum Grundbestand des koranischen Islam gehört, und wie er zu verstehen ist. Hier stehen sich zwei Richtungen gegenüber: Die erste Position sieht im Frieden erst einen Endzustand, der mit Gewalt herbeigeführt werden muss, die zweite gibt dem Frieden schon jetzt die Priorität. Die erste Position besitzt gegenwärtig ein Übergewicht, sie wird von den Islamisten und Fundamentalisten vertreten. Juden und Christen genießen im Islam einen Sonderstatus, als Schriftbesitzer sind sie „Schutzbefohlene“, aber bleiben Menschen minderen Ranges und sind nicht voll integriert. Dagegen hat Jesus die absolute Gewaltfreiheit propagiert und das Reich der Liebe und Gerechtigkeit aufrichten wollen, auch wenn seine Jünger sich nicht immer an seiner Lehre und an seinem Beispiel orientiert haben. Hier liegt ein qualitativer Unterschied zwischen dem militant auftretenden Mohammed und dem sanftmütigen Nazarener.

### 1.6 Die fünf Säulen des Islam

1.6.1 *Das Glaubenszeugnis des Islam lautet: „Ich bezeuge, es gibt keinen Gott außer Gott und Mohammed ist der Gesandte Gottes.“*

1.6.2 *Das Gebet. Es besteht aus einem Pflichtgebet, das täglich fünf Mal verrichtet wird, daneben gibt es das persönliche und mystische Gebet.*

1.6.3 *Das Fasten im Monat Ramadan; davon kann auch befreit werden.*

1.6.4 *Die Pflichtabgabe zur Finanzierung der Aufgaben der islamischen Gemeinschaft und des islamischen Staates und freiwillige Abgaben für die Armen.*

1.6.5 *Die Wallfahrt nach Mekka, die einmal im Leben erfüllt werden muss. Man kann auch andere mit der Erfüllung dieser Pflicht beauftragen.*

Im Christentum steht im Mittelpunkt des sittlichen Handelns das Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe und die Bergpredigt Jesu. Hier werden u. a. die Friedfertigen selig gepriesen.

## 2. Dialog zwischen Christen und Muslimen ?

Der sog. Dialog zwischen Christen und Muslimen ist auf weite Strecken blauäugig geführt worden. Dies gilt zumindest bis zum 11. September 2001. Man war sich nicht bewusst, unter welchen Bedingungen er stattfindet, und ob der Begriff Dialog überhaupt hier zur Anwendung gelangen kann. Es gibt auf offizieller Ebene zwischen den großen christlichen Kirchen und islamischen Institutionen Gesprächskontakte wie auch auf inoffizieller Ebene mit dem Willen, den anderen besser zu verstehen. Die Initiativen dazu gehen nicht nur von der christlichen Seite aus. Zu erwähnen wären hier die Initiativen des jordanischen Königshauses oder der einflussreichen Al-Azhar-Universität in Kairo, die allerdings keine verbindlichen Entscheidungen treffen kann. Die Voraussetzungen für einen ehrlichen Dialog sind in den einzelnen Ländern unterschiedlich. Z. B. stellt sich die Situation anders dar, wo die Muslime als Minderheit inmitten einer christlich geprägten Mehrheitsgesellschaft leben; hier wird der Dialog schon allein aus pragmatischen Gründen geführt.

Wo liegen aber nun die Stolpersteine für einen Dialog, der auch wirklich diesen Namen verdient?

- Christen und Muslime erheben in gleicher Weise einen universalen Heilsanspruch; auf katholischer Seite hat dies der Vatikan unlängst in seiner Erklärung „Dominus Jesus“ unmissverständlich betont. Der erste Teil trägt die programmatische Überschrift. „Fülle und Endgültigkeit der Offenbarung Jesu Christi“.<sup>3</sup> Darin heißt es: „Die Worte und Werke und das ganze geschichtliche Ereignis Jesu haben nämlich, auch wenn sie als menschliche Wirklichkeiten begrenzt sind, als Quellgrund

die göttliche Person des Fleisch gewordenen Wortes, ‚wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch‘, und bergen deshalb in sich endgültig und vollständig die Offenbarung der Heilswege Gottes, auch wenn die Tiefe des göttlichen Mysteriums an sich transzendent und unerschöpflich bleibt.“<sup>4</sup>

- Christen werden (wie Juden) als Leute/Volk des Buches in einer muslimischen Gesellschaft bzw. in einem muslimischen Staat nur geduldet, sind somit Bürger zweiten Grades. Duldung ist aber nach einem Wort Goethes, der bekanntlich dem Islam große Sympathien entgegengebracht hat, eine Beleidigung. Sie werden an der Ausübung ihrer Religion massiv behindert; beispielsweise können sie in Saudi Arabien für die 500.000 Anhänger ihres Glaubens kein Grundstück zum Bau einer Kirche erwerben, während bei uns eine Moschee nach der anderen, oft sogar mit einem Minarett ausgestattet, errichtet werden darf. Ein Geistlicher darf dort nicht erkennbar in der Öffentlichkeit erscheinen.
- In einigen Ländern, wie Nigeria und dem Sudan, werden die Christen der Sharia, dem islamischen Staatsgesetz, unterworfen.
- Im Koran werden Aussagen über christliche Glaubenswahrheiten gemacht, die einfach objektiv falsch sind. Das muss uns schmerzen.
- Die Lehre vom „heiligen Krieg“ und die latente Gewaltbereitschaft bei nicht wenigen Muslimen erschweren den vorurteilslosen Dialog.
- Die offen zu Tage tretende Feindschaft gegen den Westen, besonders gegen Amerika, das mit dem Christentum identifiziert wird. So soll unlängst in niederländischen Moscheen eine Gruppe radikaler Imame zur Vernichtung der Feinde des Islam aufgerufen und das Martyrium verherrlicht haben; ihnen droht die Ausweisung.
- Die Einhaltung der Menschenrechte, wozu auch die Religionsfreiheit gehört. In Saudi Arabien wird der Übertritt zum Christentum mit der Hinrichtung geahndet, die auch von Familienangehörigen vollzogen werden kann. Dagegen werben bei uns in

aller Öffentlichkeit Muslime für ihren Glauben. Zu den Menschenrechten gehört ebenfalls die Rolle der Frau.

- Die überwiegenden Mehrzahl der Muslime zeigt kein Interesse an einem Dialog mit den Christen, ihnen genügt der Koran. Sie bemühen sich nicht, andere Religionen kennen zu lernen, ein interreligiöses Lernen findet in den islamischen Ländern nicht statt.
- Im Unterschied zum westlichen Christentum hat der Islam sich bis heute der Aufklärung und damit der neuzeitlichen Religionskritik verschlossen.

Hält man sich diese sicher noch zu ergänzende Liste vor Augen, dann wird man skeptisch gegenüber der allorts zu vernehmenden Forderung nach einem Dialog zwischen Christen und Muslimen, für den es keine Alternative geben sollte; diese Ansicht vertritt auch der gegenwärtige Papst. Der Begriff „Dialog“ klingt in unserem Falle zu anspruchsvoll, vor allem wenn man an die dialogische Philosophie eines Martin Buber und Emanuel Levinas denkt. Ich bevorzuge lieber, von der Begegnung zwischen Christen und Muslimen zu sprechen. Das weckt weniger große Erwartungen und bewahrt uns vor herben Enttäuschungen.

Ein echter Dialog kann nur auf gleicher Augenhöhe erfolgen, muss von einem echten Bemühen gekennzeichnet sein, den Standpunkt des anderen kennen zu lernen, auch wenn dieser von den Darstellungen der jeweiligen Glaubensgemeinschaft im Koran erheblich abweicht. Dabei kann es nicht darum gehen, die Wahrheitsfrage außer Kraft zu setzen nur um des lieben Friedens willen. Wir müssen, wozu der Koran aufruft, miteinander „auf die beste Art streiten.“ (Sure 16, Vers 126) Am ehesten gelingt dieser Dialog mit muslimischen Intellektuellen, die für eine Reform des Islam und für seine Annäherung an die Moderne eintreten. Sie vertreten einen europäischen Islam, der sich den Herausforderungen der Aufklärung stellt, wie es das Christentum nach heftigen Geburtswehen getan hat. Für diese Gruppe steht der Göttinger Politologe Bassam Tibi, der sich selbst als gläubiger Moslem ver-

steht.<sup>5</sup> Aber diese Gelehrten stellen leider nur eine Minderheit dar. Fundamentalistische Bewegungen haben zur Zeit im Islam die Meinungsführerschaft. Die islamische Mystik bietet ebenfalls eine günstige Plattform für einen fruchtbaren, in die Tiefe gehenden Dialog. Sie nähert sich in vielen Punkten der christlichen Mystik. Sie ist uns durch die Schriften der kürzlich verstorbenen Orientalistin Annemarie Schimmel auf eindrucksvolle Weise näher gebracht worden.<sup>6</sup>

Die besten Erfolgsaussichten hat der sog. „Dialog des Lebens“, den der Päpstliche Rat für den interreligiösen Dialog/Kooperation für die Evangelisation der Völker formuliert hat. Er besteht darin, „dass Menschen in einer offenen und nachbarschaftlichen Atmosphäre zusammenleben wollen“, wie z. B. in einigen christlich-jüdisch-muslimischen Kibbuzim in Palästina; er wird ergänzt durch den „Dialog des Handelns“, wobei Christen und Muslime gemeinsam für eine umfassende Entwicklung und Befreiung der Menschen sich einsetzen, und schließlich sollten wir uns um den „Dialog der religiösen Erfahrung“ bemühen, in dem „Menschen, die in ihrer eigenen religiösen Tradition verwurzelt sind, ihren spirituellen Reichtum miteinander teilen, z. B. was Gebet, Betrachtung, Glaube und Suche nach Gott oder dem Absoluten angeht.“<sup>7</sup> Nach Meinung des Muslim Muhammed Salim Abdullah ist das Stadium des Dialogs „noch nicht erreicht. Wir stehen allenfalls an der Schwelle zum Dialog.“<sup>8</sup>

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Tertullian, Ad. Prax. 25,1.

<sup>2</sup> Dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung des II. Vatikanischen Konzils, 3. Kap. Art. 11.

<sup>3</sup> Kongregation für die Glaubenslehre: Erklärung Dominus Jesus. Über die Einzigkeit und Heiluniversalität Jesu Christi und der Kirche. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles 148, 6. August 2000, dtische Ausgabe Bonn 2000.

- <sup>4</sup> Ebd. 6. Kardinal Karl Lehmann hat im Eröffnungsreferat auf der Herbst-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz 2002 von der „Singularität und Universalität Jesu Christi“ gesprochen. (Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz vom 27. September 2002, 16-19.)
- <sup>5</sup> Vgl. B. Tibi: Der Islam und das Problem der kulturellen Bewältigung sozialen Wandels. Frankfurt 1985; ders.: Die Krise des modernen Islams. Eine vorindustrielle Kultur im wissenschaftlich-technischen Zeitalter. Erweiterte Ausgabe, Frankfurt 1991.
- <sup>6</sup> A. Schimmel: Mystische Dimensionen des Islam. Die Geschichte des Sufismus. Köln 1985; dies.: Dein Wille geschehe. Die schönsten islamischen Gebete. Bonndorf 1992.
- <sup>7</sup> Päpstlicher Rat für den interreligiösen Dialog/Kongregation für die Evangelisierung der Völker (1981), 22, Nr. 47.
- <sup>8</sup> M. S. Abdullah: Was will der Islam in Deutschland? Gütersloh 1992, 34.

## **Zu Manfred Glombik: Praktische Arbeiterseelsorge. (Heft 2/2003, S. 59-61):**

Beim Lesen des Artikels „Praktische Arbeiterseelsorge“ von Manfred Glombik kam mir der Gedanke, was man wohl in einem Artikel mit der Überschrift: „Praktische Arbeitslosenseelsorge“ schreiben bzw. lesen könnte.

Gibt es die überhaupt: Eine Arbeitslosenseelsorge? Dazu noch „eine Praktische“? Hat die Arbeitslosenseelsorge einen Stellenwert in der katholischen Kirche in Deutschland?

Bezugnehmend auf den Würzburger Synodenbeschluss „Kirche und Arbeiterschaft“ steht im obigen Artikel der Satz: „Dem Arbeiter wird eine Chance gegeben, mehr aber dem gläubigen Arbeiter selbst, der als Zeuge des Glaubens in der Kirche mehr anerkannt und gefördert werden soll.“ Wenn wir hier statt „Arbeiter“ den „Arbeitslosen“ einsetzen, wird die seelsorgliche Katastrophe auf diesem Gebiet deutlich.

Setzen wir weiter im Artikel überall (auch, wenn päpstliche Enzykliken zitiert werden) für „Arbeiter“ – „Arbeitslose“ ein. Uns wird z. B. abverlangt, dass wir mit Arbeitern (Arbeitslosen) über ihr Leben, über ihre Arbeit (Arbeitslosigkeit) sprechen und, dass wir in Erfahrung bringen, wie sie selbst darüber denken. Wichtig ist zu wissen, was ein Arbeiter (Arbeitsloser) tut, wie sein Arbeitstag (Arbeitslosentag) aussieht, mit wem er zusammenarbeitet (zusammenkommt), wie er selbst darüber denkt.

Merken wir, wie das unter die Haut geht – gehen müsste?

Seit 1968 gibt es einen Typus von Seelsorgern in der katholischen Kirche, die sich „von Amts wegen“ um diese (und andere brennenden) Fragen kümmern müssten: ständige Diakone.

Die meisten von ihnen sind verheiratet, haben Kinder. Sie müssten sich am ehesten in die Situation eines arbeitslosen Familien-

vaters versetzen können. Sie müssten spüren, was in jungen Menschen vorgeht, die 50 und mehr Bewerbungsschreiben abgeschickt haben und nur abschlägige oder gar keine Antwort bekommen.

Diakone, waltet eures Amtes!

*Günter Orbach, 51143 Köln*

---

# Literaturdienst

---

**Günter Lange: Bilder zum Glauben. Christliche Kunst sehen und verstehen. München: Kösel-Verlag, 2002. 351 S.; 19,95 EUR.**

Bert Brecht zufolge ist nicht nur der Weise zu rühmen, sondern auch jenen zu danken, die ihm seine Weisheit abverlangen (Legende von der Entstehung des Buches Taoteking). Insofern sind hier zwei Mitglieder der Bochumer Katholisch-Theologischen Fakultät zu loben: Wilhelm Geerlings und Reinhard Göllner.

Zwar haben sie Günter Lange seine Weisheit nicht erst entreißen müssen. Als Professor für Religionspädagogik in Duisburg und Bochum hat er von 1969 bis 1997 Generationen von Studierenden vermittelt und vielerorts auch publiziert, was sich nun in „Bilder zum Glauben“ findet. Aber „angestiftet und ermuntert“ haben die beiden Kollegen den Autor zur vorliegenden Publikation (13); und – um es sofort zu sagen – entstanden ist so ein schönes, ein kluges und ein hilfreiches Buch. Allen, die mit Bildern umgehen in Schule oder Gemeinde, in der Liturgie oder in der Bildungsarbeit, ist „Bilder zum Glauben“ nur zu empfehlen.

Der Autor selbst nennt sein Buch eine „Schule“ in 23 „Lektionen“ (10). Einem gelehrten Bildtheologen begegnen die Leserinnen und Leser denn auch auf Schritt und Tritt. Doch diese Summe eines langjährigen Bemühens um das „Sehen“ und „Verstehen“ von Bildern „zum Glauben“ ist nicht weniger das Werk eines erfahrenen Bilddidaktikers. Aus der Praxis nährt sich dieses Buch, für die Praxis ist es konzipiert.

Aus dem Fundus seiner Arbeiten (vgl. 333–338) hat Lange 23 Texte ausgewählt. Die Spuren ihrer Herkunft hat er nicht getilgt. Das bringt Redundanzen und Überschneidungen mit sich. Das verleiht dem Buch aber auch einen collagenartigen Charakter. Die Folge ist: Wo immer ich es aufschlage, lädt es mich mit seinen vielen, z. T. farbigen Abbildungen zum Schauen und Lesen ein; und ehe ich mich versehe, hat mir Lange in einer unaufdringlichen und unaufgeregten Weise schon eine Fülle von Sichten und Einsichten beschert.

So wenig die Leserinnen und Leser also ein voluminöses Kompendium erwartet, das sie mühsam durchackern müssten, so konsequent sind auf der anderen Seite Anlage und Durchführung des Buches: Lange hat die ausgewählten Abhandlungen, Bildanalysen und Bildbetrachtungen in sechs Teilen gruppiert. Im Mittelpunkt steht das Christusbild, aufgefächert in die drei Teile Bilder aus dem Leben Jesu (107–166), Bilder von der Passion Jesu (167–204) und Osterbilder (205–263). Diesen vorangestellt sind zwei einführende Teile: Aus

Bildern klug werden (15–48) erörtert schwerpunktmäßig kunstgeschichtliche und bilddidaktische Fragen, während Christusbilder (49–106) theologisch bzw. christologisch akzentuiert ist. Beschlossen wird das Buch mit Hoffnungsbildern (265–303), Bildern, die die in Jesus Christus eröffnete Zukunft „reflektieren“. Ein ausführlicher Anhang rundet das Ganze ab mit den entsprechenden Nachweisen, weiter führenden Hinweisen, einem Register der Bildthemen sowie einer kleinen bildtheologischen Textsammlung (311– 350).

In bestimmter Hinsicht könnte Langes Werk „altmodisch“ erscheinen. Er räumt dies selbst bezüglich der Auswahl der Bildbeispiele ein: „Es bevorzugt die ‚alte‘ Kunst und wagt sich – von einzelnen Ausnahmen abgesehen – gerade mal vor bis zur frühen Neuzeit.“ (306) Es gibt freilich noch einen anderen Punkt, worin Lange sich dem Trend widersetzt: Sein Buch versperrt sich schneller Verwertbarkeit. Fertige „Bildmeditationen“, mit denen man auf die Schnelle irgendeine „besinnliche“ Veranstaltung, eine Katechese oder Schulstunde gestalten könnte, sucht man hier vergeblich. Nie wird Lange schulmeisterlich. Was er gleichwohl seinen Leserinnen und Lesern aberlangt ist, Bilder der Kunst selbst sehen und verstehen und dies lernen zu wollen. Die Kennzeichnung des Buches als Sehschule trifft seinen Nerv.

Wer sich die dazu erforderliche Muße nimmt, wird allerdings nicht nur etwas über Bilder lernen, sondern ebenso viel über die Imaginationskraft des Glaubens oder – wie Lange sagt – über die „nachbiblische Glaubensphantasie“ (68). Dergestalt entpuppt sich, was altmodisch erscheinen könnte, die Konzentration auf die alte Kunst bzw. die so genannte christliche Kunst, als ebenso aktuell wie kritisch: Langes Buch schärft den Sinn dafür, dass das Christusbild eine Zutat der kirchlichen Tradition ist, welche Zutat weder endgültig noch überhaupt selbstverständlich ist. Das Verstehen des Alten führt vor die Frage nach dem Zeitgenössischen und Eigenen, und unter Hand wird aus der Sehschule eine Glaubensschule.

*Reinhard Feiter*

**Josef Herberg: Die Stunde des Glaubens. Christ sein hier und heute. Herder Verlag, Freiburg/Basel/Wien 2002. 160 S.; 12,90 EUR.**

In den letzten Jahren sind etliche theologische Zeitdiagnosen erschienen, welche die gesellschaftliche Verfassung und die Zukunftschancen des kirchlich verfassten Christentums zum Thema hatten. Die Frage, was das Christsein in Gegenwart und Zukunft ausmacht, greift jedoch zu kurz, wenn sie nur die institutionellen und strukturellen Aspekte kirchlich vermittelter Glaubenspraxis erfasst. Wie man Christ werden oder bleiben kann, hängt vielmehr entscheidend davon ab, ob es gelingt, das Evangelium biographienah er-

schließen zu können. Dazu bedarf es einer Sprache, die resonanzfähig ist für die Brüche und Irritationen auch jener Gewissheiten, aus denen heraus Menschen ihr Leben führen. Anliegen und Ziel der von J. Herberg zusammengestellten Texte ist die Sondierung von Sprach- und Denkformen, die den christlichen Glauben nicht allein lebensnah vermitteln, sondern dem einzelnen religiösen Subjekt auch ermöglichen, einen eigenen Stand im Leben und Glauben zu finden, den Stellenwert christlicher Traditionen und Motive im eigenen Lebenslauf zu ermessen und eigene Standpunkte im Prozess einer mündigen, couragierten Glaubenspraxis zu finden. Neben den grundsätzlichen Überlegungen und Modellvorschlägen zur Wahrnehmung christlicher Zeitgenossenschaft, die aus der langjährigen Tätigkeit Herbergs in der theologischen Erwachsenenbildung entstanden sind, verdienen besonderes Interesse die „Glaubensprofile“, die er in Porträts des Kabarettisten H.-D. Hüsch und der Journalistin V. Sturm entwickelt. Hier wird exemplarisch deutlich, wie Anfechtung und Zweifel, Skepsis und Zuversicht zu einem redlichen Lebens- und Glaubensweg gehören. Wer authentisch über den Glauben reden will, darf dem nicht ausweichen, was es heute schwer macht, an Gott zu glauben. Im Ganzen: Ein in literarischem Genuss und in der inhaltlichen Tiefe facettenreicher Band, sowohl Ausschnitt als auch Ertrag vielfältigen Bemühens um die bildende Kraft des Evangeliums, mit klaren Optionen zur existenziellen und kulturellen Bedeutung des Evangeliums im „Werde-Gang“ des Christseins.

*Hans-Joachim Höhn*

**Hans Küng: Er kämpfte Freiheit – Erinnerungen. Piper Verlag, München 2002. 621 S.; 24,- EUR.**

Eine Selbstbiographie ist immer ein heikles Unternehmen. Einerseits kennt den Autor niemand besser als er selbst, andererseits fehlt ihm oft der kritische Abstand zu sich selbst.

Man mag zu Hans Küng stehen, wie man will – er ist jedenfalls einer der bedeutendsten, einflussreichsten und umstrittensten Theologen unserer Zeit. Diesem ersten Band (!) seiner Selbstbiographie kann man nicht nur, vieles über seinen persönlichen Werdegang, sondern auch über die Geschichte der katholischen Kirche, vor allem des Zweiten Vatikanischen Konzils, an dem Küng als Peritus teilgenommen hat, an Informationen entnehmen. Der freiheitsliebende Schweizer studierte sieben Jahre lang im Germanikum in Rom Philosophie und Theologie nach neuscholastischem Muster, gewann zunehmend kritische Distanz und schlug dann entschlossen seinen eigenen Weg kritischer Katholizität ein. In Paris promoviert er mit einer Dissertation über die Rechtfertigungslehre von Karl Barth, die er als vereinbar mit der katholischen Lehre aufweist. Wie man später er-



kennen sollte, war das die Weichenstellung für die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre von 1997. Mit 32 Jahren wird Küng Professor für Fundamentaltheologie in Tübingen, schreibt bahnbrechende Bücher über die Erneuerung der Kirche, kann auf dem Konzil vieles anregen und mitgestalten, erlangt Weltruhm mit unzähligen Einladungen zu Vorträgen. Die Spannungen zum Lehramt der Kirche verschärfen sich und führen schließlich zum Bruch, dem Entzug der Lehrerlaubnis.

Es ist hier nicht möglich, die vielen Stationen dieses Weges im einzelnen nachzuzeichnen. Man muss das Buch schon selber lesen. Es ist spannend und allgemein verständlich geschrieben – Letzteres ein Vorzug des Autors im Unterschied zu vielen anderen Professoren der Theologie. Die Differenzen zur offiziellen katholischen Glaubenslehre beziehen sich bekanntlich auf die Kritik an deren „Unfehlbarkeit“ und sachlich auf die Christologie und, untrennbar damit verbunden, auf die Trinitätslehre. Ich möchte mich in der Kritik auf einen Punkt beschränken: die Christuslehre. Bekanntlich ist Christus für Küng zwar der Stellvertreter, Statthalter, Offenbarer Gottes, sein Wort und Sohn, aber Letzteres nicht im Sinne des kirchlichen Dogmas, „wahrer Gott und wahrer Mensch“. Küng kommt in diesem Buch nur kurz darauf zu sprechen. In Konfrontation mit dem dogmengeschichtlichen Werk von P. Aloys Grillmeier SJ, der später für sein enormes Lebenswerk zum Kardinal ernannt wird, bemerkt Küng: „Gegen meine auf solider historischkritischer Basis aufgebaute Christologie, die allgemein die Zustimmung der Exegeten findet, stellt er unkritisch die Christologie der hellenistischen Kirchenväter die er gründlich, aber dogmatisch voreingenommen erforscht hatte.“ (483) Diese Vereinnahmung der historischkritischen Exegeten für seine christologische Position, ist unobjektiv. Für viele andere Beispiele sei hier auf das 1993 erschienene Werk des auch von Küng hochgeschätzten Neutestamentlers Rudolf Schnackenburg verwiesen: „Die Person Jesu Christi im Spiegel der vier Evangelien“ (Herder). Schnackenburg gelangt zu dem Ergebnis: „Von Evangelium zu Evangelium enthüllt sich das Geheimnis der Person Jesu, bis es bei Johannes durch die Aussagen über den präexistenten Gottessohn, der bei Gott war, selbst Gott, und als Mensch in die Welt kam, um Gott in seinem Wesen, seiner Wahrheit, seiner Herrlichkeit zu enthüllen, den Höhepunkt erreicht.“ (354) Genau das ist der Glaube der Kirche.

Hans Küng nennt sein Buch „Erkämpfte Freiheit“. Dieser Kampf war und ist in der katholischen Kirche notwendig. Aber die Spannungseinheit von Bindung und Freiheit darf nicht einseitig aufgelöst werden. Wir möchten hoffen, dass Küng mit diesem Problem noch nicht fertig ist und dass es doch noch zur Versöhnung zwischen ihm und der Kirche kommen mag.

*Hermann-Josef Lauter OFM*

**Wolfgang Baur: Was wir von der Bibel wissen. Daten – Fakten – Hintergründe. Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 2001. 128 S.; 7,90 EUR.**

Zum Jahr der Bibel sind sehr viele Veröffentlichungen erschienen. Auf eine davon, das o.g. kleine, aber m. E. sehr hilfreiche Büchlein sei hier aufmerksam gemacht. Es ist eine Neuauflage; die erste Auflage ist schon vor etlichen Jahren erschienen. Der Verfasser ist stellvertretender Direktor des Katholischen Bibelwerks, Stuttgart.

In etwa 40 kurzen Abschnitten von 2–3 Seiten gibt das Büchlein in lockerer, lebendiger Form mit vielen Schaubildern und Übersichtstafeln eine Ersteinführung in die Bibel und den Umgang mit ihr. Es werden die verschiedensten Themen angesprochen: die Sprachen der Bibel und das Problem der Übersetzung, die Entstehungsgeschichte des AT und des NT, das geschichtliche und religiöse Umfeld der Bibel, die Entstehung des jüdischen und des christlichen Kanons, neuere exegetische Ansätze, die Frage der Irrtumslosigkeit, das Leben und Wirken Jesu im Spiegel der vier „Versionen“, das Geheimnis der biblischen Symbole und Zahlen, u. v. a. m. Vor allem aber wird die Bibel auch als „Spielanleitung für das Leben“ dargestellt; es werden persönliche Zugänge zur Bibel beschrieben und Hilfen für das private Bibellesen aufgezeigt.

Das Büchlein kann m. E. eine gute Hilfe für die Seelsorger sein, die sich bemühen – gerade jetzt im Jahr der Bibel – auf einfache, verständliche Weise Menschen an die Bibel heranzuführen. Man kann es den Interessierten in den Gemeinden als Erstinformation, als kleines Bibellexikon, empfehlen.

*Norbert Friebe*

## Zum Jahr der Bibel empfiehlt die Redaktion:



Bibel einfach lesen



Bibel einfach lesen



Bibel einfach lesen



Bibel einfach lesen

### Bibel einfach lesen

Neue Schriftenreihe zur Einführung in die Bibel

1. Einführung in alle Bücher der Bibel
2. Methoden für das Lesen allein
3. Methoden für das Lesen in Gruppen
4. Hilfen für Lektorinnen und Lektoren

Erhältlich bei:  
Kath. Bibelwerk e.V.  
Postfach 150365  
70076 Stuttgart  
Tel.: 0711/61920-50  
Fax: 0711/61920  
Mail: bibelinfo@bibelwerk.de

Preis: 1,- € pro Heft; ab 5 Exemplaren je 0,70 €

---

# Unter uns

---

## Auf ein Wort

Die Torah erwähnt an keiner Stelle das Datum ihrer Promulgation, damit – so sagen unsere Meister – keiner glaubt, ein Tag sei besser als ein anderer geeignet, um in die belebenden Wasser des Studiums einzutauchen. Jeder Augenblick kann zur gemäßen Zeit werden, um von diesem himmlischen Manna zu profitieren.

*Aus dem Faltblatt einer jüdischen Synagoge*

## Kirchenarbeit macht schlau

Bei der jährlichen Pfarrversammlung wird ein Kirchen-Quiz (KQ) veranstaltet. Alle Teilnehmer sollen 12 Fragen zur Weltkirche, zum eigenen Gotteshaus und zum Stadtdekanat beantworten. Für die Beantworter der meisten Fragen stehen einige schöne Preise bereit. Bei der Auswertung ergibt es sich, dass der Pastor die meisten Fragen richtig beantwortet hat. Als das vom Pfarrgemeinderatsvorsitzenden bekanntgegeben und die Übergabe des ersten Preises verkündigt wird, ruft Dario – 6 Jahre – in die Versammlung: „Das ist unfair, der Pastor arbeitet doch in der Kirche“. Der sieht das ein und spendet den Preis den nächsten Gewinnern, zu denen übrigens auch Dario mit seiner Mutter gehört, PGR-Mitglied und Katechetin. Schließlich verspricht Dario noch, demnächst in der Kirche mitzuarbeiten – als Messdiener

## Aktueller Öl-Bezug

Mit ihrer Katechetin nimmt die Kommunionkinder-Gruppe an einer Taufe teil. Die Kinder beobachten vor allem die beglei-

tenden Zeremonien bei der Sakramenten-spendung.

Nach der Tauffeier wird ausführlich über das Geschehen gesprochen. Die Katechetin weist besonders auf die Salbung mit dem hl. Chrisamöl hin. Dann fragt die Katechetin die Mädchen und Jungen, was denn nun der Mensch durch die Taufe und die Chrisamölung eigentlich werde.

Alle überlegen angestrengt. Schließlich kommt die Antwort: „Der wird ein Ölscheich“!

## Selbstbewusster Messdiener

Zum Pfarrjubiläum ist der Dechant in der betreffenden Festgemeinde des Dekanates. Vor dem feierlichen Hochamt begrüßt er die große Schar der Messdiener: Dabei fragt er sie nach den örtlichen Besonderheiten beim Einzug in die Kirche und bei der hl. Messe.

Klar und hilfreich antwortet ein Ministrant – der Obermessdiener – „Herr Dechant, sie brauchen nach den Fürbitten nur zum Altar zu gehen. Alles weitere übernehmen wir“.

*Propst Paul Neumann &  
Kaplan Peter Fabritz, Wattenscheid*

## Frau Lamm Gottes

Aus einer Gemeinde wird Folgendes berichtet: Eines Tages kommt ein Junge aus der Schule nach Hause. Er hatte an diesem Tag Religionsunterricht bei der Gemeindeferentin. Als seine Mutter ihn nach den Schulerlebnissen fragt, erzählt er von der schönen Stunde bei der Frau Lamm Gottes. Die Mutter ist verwirrt und sagt, dass dies doch sicherlich nicht der Name der Lehrerin sei. „Doch, das ist die Frau Lamm Gottes.“ Auf die Frage der Mutter, wie er denn darauf käme, antwortet er direkt: „Immer, wenn der Pastor in der Messe sagt: ‚Seht das Lamm Gottes...‘ geht diese Frau nach vorne zum Tabernakel und holt die Kommunion.“

*Gunther Fleischer, Köln*